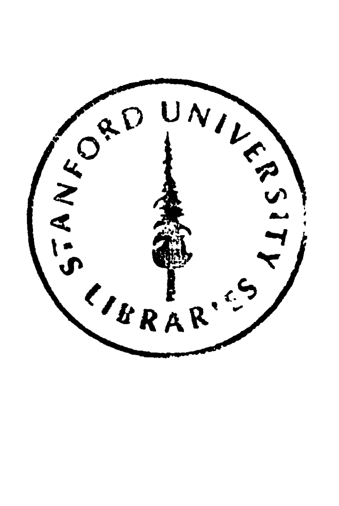



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



ITALIEN
UND
DEUTSCHLAND
IN RÜCKSICHT
AUF SITTEN, GEBRÄUCHE, LITERATUR UND KUNST.

EINE ZEITSCHRIFT.

HERAUSGEGEBEN
VON
K. P. MORITZ, UND A. HIRT.

Erstes Stück. Mit Kupfern.

INHALT.

I.

ANKÜNDIGUNG

eines literarischen Intelligenz-Blatts für Deutschland.

Der Vortheil des Buchhändlers und Künstlers beruht auf der raschen, und besonders auf der vervielfältigten Bekanntwerdung seiner Verlags-Artikel und seiner Unternehmungen.

Bis jetzt kenne ich kein Blatt, welches zu diesem Zweck alleine bestimmt wäre. Da ich selbst beym Buch- und Kunsthandel intressirt bin, so fühle ich die Nothwendigkeit eines literarischen Intelligenz-Blatts, welches zugleich für das Publikum und den Handel nützlich ist, umso lebhafter; und schlage dem Publikum eine Herausgabe desselben vor.

Es muſs kein kritisches Werk *in extenso* seyn, denn die Allgemeine Deutsche Bibliothek, die Allgemeine Literaturzeitung u. a. machen dieſs unnöthig, und überflüſsig; und es würde sodann den Zweck verfehlen allen Buchhandlungen, durch Bekanntmachung aller ihrer Artikel vortheilhaft zu werden, da die Nova der Literatur ohne das Werk übermäſsig anzuschwellen, und ohne eine Menge Zeit zu verliehren nicht würden angezeigt werden können. Blos eine General-Uebersicht des Ganzen, und ein kurzes, unpartheyisches Urtheil im Allgemeinen ist nothwendig, um den Werken Leser, und dem Buchhändler Abnehmer zu verschaffen.

Die dieses bearbeiten, müſsen Männer seyn, welche das Zutrauen des Publikums verdienen, und ich kann

demselben und dem Buchhändler keinen beſsern Maaſsstab zur Beurtheilung der Arbeiter dieses Intelligenz-Blatts vorschlagen, als die allgemeinen Urtheile desselben, mit denen im Verfolge herauskommenden besondern Recensionen der Allgemeinen Deutschen Bibliotheck und der Allgemeinen Literatur-Zeitung zu vergleichen, welche Beyde den anerkannten und gerechtesten Anspruch auf den Beyfall des Publikums haben. Ich kann ohne Furcht zu irren, versichern, daſs alle Arbeiter desselben Männer sind, welche das allgemeine Urtheil Deutschlands in die Classe seiner besten Schriftsteller setzt.

Ein jeglicher Buchhändler, welcher Gebrauch von diesem Intelligenz-Blatt machen will, sendet einen seiner Verlags-Artikel, und der Künstler ein Exemplar seines Kunstwerks unter der Addresse an die Königl. Pr. Akademische Kunst- und Buchhandlung zu Berlin gratis und Franco ein, und kann erwarten, daſs nach Verlauf von 8 Tagen sein Artickel angezeigt seyn soll, welche dieses unterlassen, auf die kann deſshalb keine Rücksicht genommen werden, weil man erstere den letztern nicht nachsetzen kann.

Was dem Buch- und Kunsthandel Zutrauen zu diesem Werke einflösen muſs, ist das Mittel welches ich in Händen habe, diese Nachrichten dadurch daſs ich jeden Monath den drey bey mir herauskommenden periodischen Schriften:

1) *der Monathschrift der Akademie der Künste etc.*

2) der periodischen Schrift, *Italien und Deutschland,* in Beziehung auf Literatur, Gebräuche, Sitten und Kunst von Herrn Prof. *Moritz* allhier, und Herrn *Hirt* in Rom herausgegeben, und

3) *dem Journal für Aufklärung* einen Auszug des Wichtigsten beydrucken lassen darf, um demselben Tausende von Lesern zu verschaffen.

Zugleich erbiete ich mich den Debit der Verlags und Kunstartikel dadurch mit befördern zu helfen, daß ich die Königl. Akademische Kunst- und Buchhandlung, die meiner Direction übertragen ist, einem jeden anbiete, in derselben einige Exemplare a Condition zum Debit niederzulegen.

Die Stärke dieses literarischen Intelligenz-Blatts hängt von der Zahl der eingesandten Novitäten ab, und wird jeder Bogen mit seiner Nro. versehn, zu 1 Gr. und der halbe zu 6 Pf. verkauft und wöchentlich ausgegeben.

Wer Pränumerations, Subscriptions - Anzeigen, Nachrichten von Herausgabe neuer Bücher und Kunstwerke, Listen seiner alten und neuen Verlags-Artikel und dergl. einzurücken willens ist, bezahlt jede Zeile in Quart mit Einem Groschen.

Man wendet sich mit seinen Bestellungen an alle Postämter und Buchhandlungen Deutschlands, welche halbjährig die eingesandten Numeros den Interessenten berechnen werden. Berlin, den 4ten April 1789.

A. RIEM,

Beständiger Sekretair der Akademie der Künste und Mech. Wissenschaften, und Direktor der Kön. akademischen Kunst- und Buchhandlung.

II.

Die Kupfer zu diesem Stücke der Zeitschrift werden nachgeliefert.





ITALIEN

UND

DEUTSCHLAND

IN RÜCKSICHT

AUF

SITTEN, GEBRÄUCHE, LITTERATUR UND KUNST.

EINE ZEITSCHRIFT.

HERAUSGEGEBEN

VON

K. P. MORITZ,

Professor der Theorie der schönen Künste in Berlin

UND

A. HIRT, Gelehrten in Rom.

Erstes Stück mit Kupfern.

BERLIN, 1789.

Im Verlag der Kön. Pr. akademischen Kunst- und Buchhandlung.

LEBEN
EINES JUNGEN MAHLERS
GERMAIN-JEAN DROUAIS.

Die Nachrichten, welche ich über die Lebensumstände, und die Art zu studiren dieses hoffnungsvollen Jünglings sammelte, habe ich theils von ihm selber, theils von seinen vertrautesten Freunden, die von seiner ersten Jugend an um ihn waren. Von den Studien, und fertigen Gemälden, die er seit seinem Aufenthalt in Rom machte, können wir als Augenzeugen reden; und halten eine genauere Beschreibung und Zergliederung derselben desto nothwendiger, da es

hiedurch allein möglich wird, die Karakterzüge seines Geistes anschaulich zu machen, und das Mitgefühl über den frühzeitigen Tod eines Jünglings zu erregen, den seine angebornen Fähigkeiten, eine frühe und richtige Entwicklung derselben, ein rastloser Fleiſs, und die vortheilhaftesten Glücksumstände zum ersten Künstler unseres Jahrhunderts bestimmt zu haben schienen.

Germain-Jean Drouais war in Paris den 25. November 1763 geboren, und als Sohn eines Mahlers ward er von der frühesten Jugend an unter der Anleitung seines Vaters zur Kunst angehalten *). Sein zweyter Meister war Herr Brenet, dessen Schule er aber nachher aus eignem Antrieb verlieſs, um sich in die Schule des Herrn David's zu begeben, der eben damals von seinen Akademischen Jahren aus Rom zurückgekommen war.

Da so wesentlich viel von der Richtung abhängt, die das junge Genie bekömmt, war es allerdings ein groſses Glück für den jungen Drouais unter die Aufsicht eines Meisters zu kom-

*) Das Journal de Paris No. 119. 1788 sagt: daſs sein Vater und Groſsvater Mitglieder der Mahler-Akademie gewesen wären, und der erstere sich einen Namen im Porträtmahlen erworben hatte.

men, der seit Poussin der erste Franzose ist, der mit eigenem philosophischem Geist die Werke der Alten, und der gröſsten Meister des 16. Jahrhunderts studiert hatte. Die Werke des Herrn David's unterscheiden sich besonders durch eine groſse Simplicität in der Composition, durch einen sehr männlichen und starken Ausdruck, durch eine genaue Kenntniſs des menschlichen Körpers, und strenge Genauheit in den Umrissen. Alles geht bey seiner Kunst aufs karakteristische, und Lebende. Keine Schminke, keine Blendung von artigen Nebensächelchen in Kleidung und Möbeln, keine gesuchten Effekte.

Unter der Aufsicht eines solchen Mannes konnte ein junger fähiger Kopf nicht anders als schnelle Fortschritte machen. Die gründliche Anführung zur Kenntniſs des physischen Menschen, und zur genauen Bestimmung bey der Naturzeichnung lieſs keinem wilden Feuer Platz, in welchem, seit mehr als einem Jahrhunderte her, so viele Genies, die zu Raphaelen geboren schienen, durch eine falsche Anleitung sich verzehrten. Die Studien, welche zur Kenntniſs des moralischen Menschen führen, die Mythologie, die Geschichte der Alten, und die Kenntniſs des Kostums waren eben so wenig ver-

nachlässigt. Welche trefliche Anleitung er über das Kolorit, über die Traktation und Harmonie der Farben empfing, und wie Drouais diese Kenntniſs durch neue Beobachtungen täglich vermehrte, zeigen seine wenigen Werke, worin aber schon eine solche Wissenschaft der Lokaltinten und der Reflexen mit einer Leichtigkeit des Pinsels herschet, die man sonst nur in den erfahrensten Meistern zu bewundern pflegt.

Mit dieser Weise zu studiren kam er so weit, daſs er im Jahr 1783. mit andern Zöglingen der Akademie um den groſsen Preis, mit dem die Pension in Rom verbunden ist, konkurieren wollte. Allein er war am Ende mit seiner Arbeit so unzufrieden, daſs er, ohne das Urtheil der Akademie abzuwarten, die Leinwand zerschnitt, und nur einen fertigen Theil davon zu David brachte, der so vortheilhaft darüber urtheilte, daſs er ihm vorwarf, daſs er den Preis einem andern überlasse. „Wenn sie damit zufrieden „sind, anwortete er seinem Meister, so habe ich „den Preis, den einzigen den ich verlange: die „Akademie wird den ihrigen einem andern ge„ben, der ihn vielleicht mehr bedarf als ich. „Künftighin werde ich denselben durch eine bes„sere Arbeit zu verdienen mich bemühen."

Das folgende Jahr konkurierte er wieder, und das Gemälde fand einen solchen Beyfall, daſs die Akademie einstimmig ihm den Preis zugestand. Der Vorwurf war das Weib von Kana zu den Füſsen des Erlösers. Das Gemälde zog ein allgemeines Staunen auf sich; seine Kammeraden, die doch hier als Nebenbuhler auftraten, krönten ihn mit Lorbeern, und brachten ihn im Triumpf von der Akademie zu David, und zu seiner Mutter. Es ward selbst bey der Akademie vorgeschlagen, ob man nicht eine Ausnahme machen sollte, um ihn sogleich als Mitglied derselben aufzunehmen. Viele Künstler haben mich versichert, daſs dieser Preis in jedem Betracht neben den bessern Gemälden des Poussin stehen durfte.

Ein solcher Ruf ging diesem hoffnungsvollen Jüngling voran, als er den nehmlichen Herbst als Pensionair des Königs in Begleitung seines Meisters nach Rom kam. David wollte in dieser Stadt *seine Horazier* mahlen; Rom hat sie seither mit Bewunderung gesehen, und unerachtet der vielen Kritiken muſste jeder die Superiorität dieses Mannes anerkennen. Die Liebe für seinen Schüler zog ihn nicht minder dahin, damit er bey jedem Schritte Zeuge seyn könnte, wie Drouais sich in der Mitte so vieler Meisterstücke al-

ter und neuer Kunst auf einmal benehmen würde. Geister, die in wesentlichen Punkten der Vorstellungsart zusammentreffen, fühlen eine Verschwisterung, die sie durch ein inneres Bedürfniſs verknüpft, eine solche waltete zwischen David und Drouais ob, und blieb immer herrschend, auch nachdem David schon wieder in Paris zurück war.

Letzterer hatte allerdings vor seiner Ankunft in Rom zu weite Fortschritte gemacht, als daſs er nicht bald einzig sich an das Studium der Antiken und Raphaels gehalten hätte. In diesen ist alles, und einzig das wahre Hohe der Kunst. Jeder andere Meister nähert sich denselben nur durch Grade. Wenn man also andere Meister jungen Leuten zum Studium vorschlägt, so kann es nur in Nebentheilen; und für solche junge Leute seyn, die das Hohe der Antiken und des Raphaels noch nicht zu benützen wissen. Indessen ist nichts gefährlicher, als die sogenannte stufenweise Führung in der Kunst, vom weniger Vollkommnen zum mehr Vollkommnen, besonders wenn der nachzuahmende Meister schon eine Manier hat, wie ein Guercino, ein Rubens, ein Pietro da Cortona. Der junge Mensch verliebt sich zu leicht in eine durch Kopiren erlangte Praktik, und wird zu strengem Studium untauglich.

Das erste Jahr brachte Drouais vorzüglich mit Sehen, Bemerken, und dem Studium, wie wir sagten, fast einzig über Raphael und die Antiken hin. Bey der Austellung, wozu die Pensionär des Königs alle Jahre den 25. August auf der Akademie verbunden sind, trat er zuerst mit einer akademischen Figur in Lebensgröſse vor dem Publikum auf. Die Arbeit entsprach der Erwartung, die man von ihm hatte. Der Künstler um nicht blos einen bedeutungslosen Akt vorzustellen, gab der Figur die Stellung eines in 'den Schenkel verwundeten Fechters, der aus Schmerz auf die Arena hingesunken, sitzend sich auf die Rechte stützt, und mit der Linken das vorquillende Blut hemmt. Er hält sein Haupt noch gegen seinen Gegner emporgerichtet, und die Rachbegierde glänzt im Blick seines Auges. Die Figur war mit aller Treue nach der Natur eines starken wohlgebauten Körpers gemacht, und in keinem Theile veredelt, so wie das Sujet es auch nicht erforderte. Man nahm Verständniſs des Nakten und der Zeichnung, und eben so Verständniſs der Wiederscheine und des Effekts darin wahr. Die Aehnlichkeit des Kolorits mit der Farbengebung seines Meisters machte viele glauben, daſs David ihm geholfen, und

ihm selbst die Figur übermalt hätte. Aber folgendes Jahr gab er bey der zweyten Ausstellung genug an Tag, daſs er keiner fremden Hülfe bedürfe, um auch die Bewunderung der erfahrensten Meister auf sich zu ziehen.

David, der mit dem Gemälde der Horazier fertig war, hatte seine Rückreise nach Paris genommen; und alle Hülfe, die allenfalls Drouais noch von seinem Meister haben konnte, war etwa ein Rath über den Gedanken einer Komposition. Drouais machte seinen flüchtigen Marius ganz allein mit einem solchen Verständniſs, daſs er nicht mehr als Schüler, sondern als der kühnste Nebenbuhler David's auftrat. Dominichino kam seinem Meister Hannibal Caracci nie näher als Drouais in diesem ersten Bilde seinem Meister *)

*) Da dieser Marius das einzige in Rom verfertigte historische Gemälde ist, welches dieser Jüngling zu seiner Verewigung und zu unserer Trauer auf die Nachwelt brachte, so legen wir hier unsern Lesern eine Skizze hievon bey, welche von einer andern genommen ist, die Drouais selbst nach dem groſsen Gemälde für einen seiner vertrautesten und würdigsten Freunde, Herrn Hubert einen jungen Architekten maehte, der eben das in seinem Fache, was Drouais in der Mahlerey, ankündiget. Man hat sich in diesem restringirten Format alle Mühe gegeben, um die Idee des Gemäldes einigermassen auch in der Ausführung beyzubehalten.

Marius, der auf seiner Flucht nach vielen Schicksalen nach Minoturnum kam, ward allda von den Abgeschickten der Parthey des Sulla erreicht, und in der Behausung einer Frau, die ihm ihre Kammer zur Ruhestädte gegeben hatte, auskundschaftet. Ein Soldat, ungewifs obs ein Gallier oder Cimber von Geburt, wagte es mit gezogenem Schwerdt in das Gemach zu treten, um den Flüchtigen zu tödten. Aber der Schrecken, der ihn bey der Stimme, und dem Flammenblick, die ihm entgegen kamen, überfiel, rettete dem Marius das Leben.

In dem Gemälde sieht man den Marius in einem Armstuhl sitzen, mit dem linken Ellenbogen auf ein Tischchen gestützt, in welchem Akt er den Moment zuvor mit dem Haupte auf der Hand ruhete. Bey dem Geräusch und Eintreten des Soldaten, macht Marius eine plötzliche Wendung mit dem Kopfe gegen ihn, mit Ausstreckung des rechten Armes und Vorrücken des Beines; den Lippen scheinen eben die Worte: „Wie! du getraust dir den Marius zu tödten?“ entflohen zu seyn, und aus dem Auge blitzt die Flamme. Der Soldat zieht sich mit dem Oberleib rückwärts, läst das entblöfste Schwerdt abwärts sinken, und hält seine Chlamys vor's Gesicht.

Im starren Auge, im offenen Munde, im Sträuben des Haares, beym strammen Anhalten des vorwärts gesetzten Beines gegen den Boden, mahlen sich seine zitternden Schrecken den Augen unzweifelbar. Man bemerkt, daſs Marius vor der Ruhe sein violetblaues Unterkleid ausgezogen, und über den Stuhl gelegt hat. Dieſs gab dem Künstler Gelegenheit, ihn einzig mit dem Mantel zu decken, der im Augenblicke der Aktion von der rechten Schulter abfällt, und die Brust mit dem rechten Arm frey sehen läſst. Der Fall und die Falten sind von antiker Wahrheit und Schönheit. Die Scharlachfarbe desselben bedeutet die Würde des unglücklichen Flüchtlings; der Helm auf dem Tische hat gleiche Beziehung. Der Soldat hat ein eisenfarbiges Unterkleid, zweymal gebunden, erstlich mit dem gewöhnlichen Gurt, und zweytens mit dem Gurt des Schwerdtes; über dasselbe ist der kurze Mantel oder Chlamys geworfen.

Hinter dem Armstuhl, worin Marius ruhete, steht ein Bett mit einem von vorne aufgeknöpften Vorhang. Der Künstler scheint mit Vorbedacht den Helden nicht auf dem Bette ruhen zu lassen, um den flüchtigen Zustand desselben deutlicher zu schildern. Uebrigens sind im Zimmer keine

Möbeln, und die Mauern ganz ohne Verzierung. Diese Einfachheit läſst die Figuren aufs künstlichste abstechen, und das Hauptlicht, welches auf den Marius fällt, und das degradirte Dunkel über die ihn umgebende Gegenstände machen die treffendste Wirkung. Der Kopf des Marius ist sehr karakteristisch für einen langen, hagern, rauhen, unbändigen, und nie ruhigen Soldaten, der sich vom Gemeinen über alle Patrizier weg an die Spitze der siegenden Armee gestellt hatte. Das zusammenziehen und vorragen der Augenbraunen unter welchen der Stral des Auges flammend hervorbricht, und das Bestimmte der etwas vortretenden Oberlippe geben ihm die Miene des Wiederherstellers der ganz verlorenen Kriegszucht bey dem römischen Heere. — Der ausgestreckte Arm ist vielleicht etwas zu schwer, und zu viel bezeichnet wenn man einer Natur, die von Jugend auf in Uebung und Waffen war, nicht etwas zugeben will. Das Kolorit, im Nakten besonders, hat eine Wahrheit, und das Ganze zusammen einen Effekt, der bis zur Täuschung geht.

Der Wurf der Gewänder verdient noch eine besondere Bemerkung, weil er von einer ausserordentlichen Wahl und Richtigkeit in jeder

Falte ist, und weil man seit Raphael her so wenig erträgliche Gewänder auch bey sonst grossen Meistern findet, und sie doch im Grunde einen so wesentlichen Theil der Kunst ausmachen. Gewandwerfung und Kostum sind seit langer Zeit auf gleiche Weise vernachlässiget worden. Drouais hatte die Strenge hierin ohne Zweifel seinem Lehrer zu danken, der ein raphaelischer Meister darin ist. Man sieht, daſs er nicht blos ein Stück Leinwand oder Tuch über einen Stuhl, oder ein Figürchen von Thon oder Holz hieng, oder diese Lappen gar aus der Phantasie hinmalte; sondern daſs er zuerst den Stof und Schnitt des Gewandes nach dem Kostum besorgte, dann die Natur mit demselben bekleidete, und endlich nach der Natur die Gliedermänner ajustirte. Auf diese Weise hatte er alle Gewänderstudien mit schwarzer Kreide auf graues Papier mit den genauesten Umrissen und Brüchelchen, mit Licht und Schatten und allen möglichen Wiederscheinen ausgezeichnet, so daſs diese Studien, die sein Freund Hubert von ihm ererbte, der schönste Schatz für eine Akademie wären. Anfänger könnten hiedurch aufs deutlichste belehret werden, mit welcher Genauigkeit man zu Werke gehen müsse, um et-

was Wahres hervorzubringen. Würden wir die Antiken in diesem Fall so sehr bewundern, wenn sie nicht hierin eben diese und noch eine grössere Strenge beobachtet hätten? —

Frühe, o Jüngling, entrifs dich ein neidisches Schicksal den Musen, denen du mit dem innigsten Gefühl, und der höchsten Anstrengung huldigtest: — Ein einzig Produkt deines Geistes — den Marius — läfst du der Nachwelt zurücke: Keines Aug wird auf ihm wandeln, ohne deinen frühen Tod zu bedauern, und manchen Jüngling wirst du noch ein Sporn des Fleisses, und ein richtiger Führer werden. —

Wir dürfen nicht weiter beysetzen, dafs dieses Bild bey der Ausstellung allgemein bewundert ward. Man sah in Rom den Drouais nicht mehr als den Schüler Davids, sondern als seinen Rival an. In Paris machte es hernach so viel Aufsehen, dafs seine Mutter genöthiget ward, durch längere Zeit gewisse Stunden festzusetzen, dafs ihr Haus nicht den ganzen Tag überlaufen würde.

Diese Ehre war für Drouais nicht geringer, als welche nach Verfertigung des Gemäldes der Theologie dem jungen Raphael wiederfuhr, da nehmlich Julius II befahl, alle Gemälde anderer

Meister in den nemlichen Zimmern auszulöschen, und die ganze Arbeit einzig an Raphael übertrug.

Die Augen waren nun allgemein auf Drouais gerichtet; man wies mit Fingern auf ihn, wo man ihn über die Strassen eilen sah.

Jedermann war auf die nächste Ausstellung neugierig, aber die allgemeine Erwartung ward verzögert, denn diefs Jahr war nichts von seinen Arbeiten zur Zeit fertig geworden.

Es gieng nun ins vierte Jahr, dafs er sich in der Pension des Königs in Rom aufhielt; vier Jahre nemlich geniessen die Mahler und Bildhauer allda die Pensionen, die Architekten aber drey Jahre. Ein jeder ist während dieser Zeit verbunden, eine Kopie nach einem Originalgemälde eines klassischen Meisters zu machen. Drouais hatte es noch immer verschoben, weil seine Wünsche Hindernisse fanden. Er wollte nemlich die berühmte Grablegung Christi von der zweyten Manier Raphaels in der Gallerie Borghese kopiren; allein die Erlaubnifs wollte ihm nicht anders ertheilt werden, als dafs das Gemälde auf dem Ort, wo es hängt, unverrückt bliebe; Drouais hingegen wollte es in einem Zimmer allein haben. Das nemliche be-

gegnete

gegnete ihm mit der bekannten Kommunion des heil. Hieronimus von Dominichino, die man ihm auch nicht vom Altar abzuheben erlaubte. Endlich verfiel er auf ein mittelmäſsiges Gemälde vom nemlichen Meister, das Ausjagen von Adam und Eva aus dem Paradies vorstellend, in dem Palast Colonna, wo ihm alle Freyheit, das Bild in einem besondern Zimmer zu haben, verstattet ward.

Mit Endigung dieser Kopie, wie auch des Gemäldes, welches er das Jahr zuvor angefangen hatte, und mit den Studien zu einem neuen Gemälde, das er bis zur nächsten Ausstellung fertig machen wollte, war er beschäftiget, als er im Februar krank darniederlag. Die Aerzte nahmen es für den Anfall eines gewöhnlichen Fiebers, und lieſsen ihm zur Ader; bald entdeckten sich aber die Blattern, die durch den Verlust des Blutes keine Kraft mehr hatten, aus dem Leibe herauszutreten, und so verschied der Kranke den 11. Tag: das Opfer einer zur Unzeit verordneten Aderlaſs, gleich seinem angebeteten Raphael.

So wie während seiner Krankheit Jedermann wie für das Leben eines nahen Freundes fürchtete, ward er auch allgemein bey der Bekanntwerdung seines Hinscheidens beklagt.

Eben diese allgemeine Trauer erregte die Todesnachricht in Paris. Die Künste konnten keinen empfindlichern Verlust leiden.

Sein Leichnam ward ganz still bey S. Maria in vita lata als der Pfarre der Akademie beygelegt. Ein Leichenstein mit einem simpeln Basrelief und einer kurzen Inschrift, den ihm seine Mitpensionäre setzen lassen, wird einzig sein Grab zieren. *)

In seinem Arbeitszimmer, welches er ausser der Akademie in einem Privathause für sich gemiethet hatte, und worin er sich meistens vom frühesten Morgen bis Abends einschloſs, fand sich das Gemälde, welches er auf die letzte Ausstellung nicht fertig machen konnte, und woran er ungefähr noch 6 Wochen zu arbeiten gehabt hätte. Es stellt den auf der wüsten Insel verlaſsnen Philoktet vor, der auf schroffen Felsen

*) Dieses Basrelief, welches die drey vereinigten Künste vorstellt, wovon die Mahlerey den Namen Drouais um sein Medaillon schreibt, ist bereits in Marmor ausgehauen. Die drey Künste haben Beziehung auf alle Pensionäre der Akademie, sowohl Mahler als Bildhauer und Architecten. Es boten andere Freunde des Verstorbenen ihren Beytrag an; allein es ward von keinem als von seinem Meister David angenommen. Michallon erhielt unter den Bildhauern durch das Loos die Ausführung des Monuments, das in einem guten Stil gemacht wird.

sitzend, mit rollendem Blick gen Himmel, sein Schicksal den Göttern klagt. Er hat das verwundete Bein auf den rechten Schenkel gelegt, und kühlt mit dem Adlersflügel, der eben erschossen zu seinen Füſsen liegt, den brennenden Schmerz. Der Mantel ist um die Lenden geworfen, Körper und Beine sind nackt. Der groſse Gedanke, der im ganzen Akt der Vorstellung herrschet, muſs jeden Freund der Kunst bedauern machen, daſs die Figur nicht vollendet ist. So aber wird sie, wenn sie unter die Augen des Publikums kömmt, vielen Kritiken unterliegen müssen *). Die Schatten sind an derselben erst angelegt, und dieſs macht, daſs die Konturen, besonders an dem rechten Arm und dem aufgelegten Bein, welches in eine kühne Verkürzung kömmt, noch nicht rein gegeben

*) Sie ward wirklich mit der Kopie, und der Zeichnung des C. Grachus den 25ten August mit andern Arbeiten der Akademisten ausgestellt, und allerdings sind darüber Kritiken ergangen, die jeden wahren Freund der Kunst müssen erröthen machen. Hat Drouais nicht vor dem nemlichen Publikum einen Marius ausgeführt? Und mit welchen Gründen kann man also urtheilen, daſs er dieſs nicht würde im Philoktet geleistet haben? Kann man ein unfertiges Bild, als ein fertiges beurtheilen? Vielleicht ja! aber man nehme den Maaſsstab von dem, was man Ausgeführtes von einem Meister gesehen hat.

sind. Die Lichtparthien sind mehr fertig. Die Binde um das Haupt, die aber der Künstler ausstreichen wollte, giebt dem Kopf Aehnlichkeit mit der berühmten Büste Homers, ob wohl er übrigens vortreflich, und in einem starken Ausdruck gemalt ist. Er hat das Ungehemmte der Haare und des Barts von einem verwilderten Menschen in der Idee, wie man ihn auf alten Monumenten sieht, und ihn Sophokles schildert. Der Karakter des Helden ist indessen ziemlich beybehalten. Der Körper hat das Ausgezerrte eines leidenden Menschen, ohne kleinlicht zu seyn. Das rechte Bein ist der fertigste Theil, und ein Meisterstück. Der um die Lenden geworfene Mantel hat in Rücksicht des Faltenwurfes, und der Ausführung ein ausnehmendes Verdienst. Indessen war Drouais selbst so unzufrieden mit dieser Figur, daſs er nur durch Aufmunterung seiner Freunde sie ganz fertig machen, und auch dieselbe, ausser diesen, Niemand zeigen wollte.

Neben dem Philoktet stand ein Tuch von 17 Fuſs, nebst einer kleinen Zeichnung mit Pister angelegt, die den Abschied des C. Grachus von seinem Weibe vorstellt, da es ihn hindern wollte, in die Versammlung des Volkes zu ge-

hen, um den Aufruhr zu stillen, in welchem dieser Volksfreund darauf umkam. — Dies ist die gröſste Komposition, die Drouais machte, und welche er auf diesem groſsen Tuche ausführen wollte. *) Die Frau ist ihrem Manne bis ausser dem Portik des Hauses auf die Gasse gefolget; hier will sie Grachus nicht länger hören; sondern indem er zwey seiner Freunde bey der Hand ergreift, schreitet er muthig voran. In dem Gefolge sind mehrere seiner Freygelaſsnen, die bewaffnet sind. Das Weib vermags nicht den Zug zu sehen, sondern sinkt rücklings, eines der Kinder an der Hand, auf die vorliegende Treppe des Hauses hin. Zwey von den Mädchen, die im Portik gewartet hatten, stürzen mit Geschrey heraus, um ihrer in Ohnmacht sinkenden Frau zu Hülfe zu kommen, indem die ihrem Herrn folgenden Freygelaſsnen mit trauerndem Blick zurücksehen. Die Frau streckt im Sinken noch ihren

*) Das Journal de Paris No. 119. 1788 sagt: daſs alle Studien hiezu fertig, und die Figuren schon auf dem Tuche entworfen gewesen wären; wir können aber das Gegentheil versichern; es war auf dem Tuch nichts, als ein paar Köpfe mit einigen Kreidestrichen angegeben, die er zum Zeitvertreib drauf gekritzelt hatte; von den Studien besonders mit der Genauigkeit, wie sie Drouais machte, ehe er zu mahlen anfieng, war auch nichts fertig. Er war selbst in einigem Detail über die Composition noch zweifelhaft.

schwachen Arm aus, und der Junge fällt weinend über die Mutter her. Wer diese Zeichnung sieht, wird gestehen, daſs der Mensch der Composition nicht bedeutender, wahrer und ausdrucksvoller seyn könnte. Alles in einem Moment, alles lebend, alles sich bewegend *). Hätte Drouais diese einzige Composition noch ausführen können; so trügen wir kein Bedenken, ihm einen Platz unter den gröſsten Männern, welche im 16. Jahrhundert Italien zierten, anzuweisen. — Aber über den Studien, über dem Nachsuchen, über dem Feuer, das in ihm brannte, alle Theile auf's richtigste und vollkommenste auszuführen, übereilte ihn in seiner vollsten Blüthe der Tod: Und er scheint diese herrliche Zeichnung nur noch entworfen zu haben, daſs seine Freunde und die Nachwelt seinen Verlust desto tiefer empfinden möchten.

Der Grund dieser Zeichnung ist gleichfalls ein Meisterstück. Der Portik des Hauses besteht

*) Herr Ritter d'Agincourt aus Paris, der seit mehrern Jahren in Rom an einem der merkwürdigsten Werke für die Kunstgeschichte des mitlern Zeitalters arbeitet, hat diese Zeichnung seither durch einen geschickten Kupferstecher radiren lassen, um den Namen eines Jünglings, der seinem Vaterlande so viele Ehre machet, mehr zu verbreiten.

aus simpeln Arkaden; die Gasse, wo der Trupp fortschreitet, öfnet sich zu beiden Seiten mit andern Wohnhäusern im antiken Geschmack; in der Ferne erhebt sich der kapitolinische Berg mit seinen Befestigungsmauern, und dem Tempel des Jupiters, eben wohin sich Grachus begeben wollte. Alles ist mit strenger architektonischer, perspektivischer, und typographischer Richtigkeit.

Von den eigentlichen Studien war noch nichts fertig; nur wissen wir, daſs er alles selbst mit dem skrupulösesten Fleiſs nachsuchte, so wohl in alten Monumenten, als in Bibliotheken, um sich das Kostum im mindesten Detail bekannt zu machen.

Dieſs sind alle wesentliche Arbeiten des jungen Drouais, nemlich:

1. Das Kananeische Weib zu den Füſsen des Erlösers, als Preisstück in der Akademie der Künste.
2. Der verwundete Fechter und
3. Marius — beyde Stücke bey seiner Mutter in Paris.
4. Ein kleines Stück von Marius, von ihm selbst kopirt nach dem groſsen, mit dem

er seinen Freund Hubert beschenkte. Die Studien der Gewänder zum Bilde des Marius sind gleichfalls in seinen Händen; so wie auch die kostbare Zeichnung von C. Grachus.

5. Philoktet — nicht ganz fertig — für seine Mutter als Erbin.

6. Die Kopie nach Dominichino im Palast Colonna, das Ausjagen von Adam und Eva vorstellend — für die königliche Akademie.

7. Verschiedene angefangene Portraits, worunter auch das Bildniſs von Hubert ist.

Akademische Figuren, verschiedene Büchelchen, worin er Gedanken entwarf, und da und dort nach den Antiken und der Natur hinein skizzirte, nebst fertigen Studien nach verschiedenen Meistern finden sich in den Händen seiner Mutter und seiner Freunde. —

Wenn man die Jugend des Künstlers in Betracht zieht, so muſs man sich allerdings über so viele Originalarbeiten wundern; aber es ist nicht die Menge, sondern das Reife, das in allen Theilen Ausstudirte, das Männliche, welches sich

in diesen Arbeiten findet. Wie wenige Meister kann man zählen, die so endigten, wie Drouais angefangen hatte! —

Hingegen war sein Fleiſs und Eifer zur Kunst ohne Ermüdung. Er war meistens um 4 Uhr des Morgens auf, und so anhaltend arbeitsam, daſs er sich öfters nicht Zeit zum Essen nahm. Seine Freunde machten ihm oft über diese Anstrengung Vorwürfe; aber vergebens. Er trotzte auf seinen gesunden und starken Körper, oder auch wohl war die Antwort: „Ueberwinden oder „Sterben; ich muſs ein Mahler oder nichts seyn."

Oft zeichnete er Abends in Gesellschaft seiner Kammeraden nach Statüen; da er aber wegen des frühen Aufstehens bald zu Bette gieng, war es ihm zuwider, wenn einer länger arbeiten wollte, als er. Die gewöhnliche Weise, diesen Aemsigkeitseifer zu stören, war, daſs er den Fleissigsten in einer Karrikatur oder andern lächerlichen Verhältnissen auf ein Stück Papier hinzeichnete: dieſs ging im Kreis herum, erregte einen Aufruhr und Lachen, und die Arbeit endigte sich.

Drouais lebte mit allen seinen Mitpensionären sehr freundschaftlich zusammen, und alle lieb-

ten ihn; jedoch war seine Vertraulichkeit nur auf ein Paar derselben beschränkt. Dieses Vertrauliche bezeigte er dadurch, daſs er sie in seinem Studio aufnahm, auch wohl Rath und Hülfe von ihnen empfieng; sonst durft aber Niemand wissen, was er machte.

Er floh alles, was man Gesellschaft nennt, theils aus Liebe zum Studiren, theils um Komplimenten, und Lobsprüchen auszuweichen. Eines Tages beredeten ihn seine Freunde, mit in Gesellschaft zu gehen; er lieſs sich demnach eleganter als gewöhnlich frisiren: kaum aber besah er seinen schönen Kopf im Spiegel, so ward er so beschämt, daſs er die Scheere ergrif, und die Locken zu beiden Seiten vom Kopf schnitt.

Einem artigen Mädchen, die sich mit der Kunst abgiebt, opferte er dann und wann einige Stunden auf, um ihr Unterricht im Zeichnen zu geben.

Indessen war Drouais kein Feind des Umganges. Er beklagte sich eines Tages ernstlich über den Mangel einer guten Gesellschaft, und berief sich auf die Beyspiele eines Raphaels und Poussin, welche die gröſsten Männer ihrer Zeit sowohl in den Künsten, als Wissenschaften zu

ihrem vertrauten Umgang gezählt hatten. Nach seinen Begriffen sollte der Mahler Gelehrte von Geschmack, Bildhauer, und Architekten, aber nicht leicht andere Mahler, zu seinen Vertrauten haben. Seine eigene Eifersucht machte ihn glauben, daſs zwey von der nehmlichen Profession es selten aufrichtig mit einander meinen könnten. Auch war in seinem vertrautern Zirkel kein Mahler. Gegen seinen Meister David allein behielt er auch nach ihrer Trennung ein unbeschränktes Zutrauen; er unternahm nichts ohne sein Wissen und seinen Rath.

Er las viel. Seine Seelennahrung waren die Dichter und Geschichtschreiber der Alten. Er hatte zu diesem Endzweck angefangen lateinisch zu lernen. Ein paar Tage nach seinem Tode, wo sein Studio geöffnet ward, fanden sich vier Bücher auf einem Tischchen, die Iliade, ein Theil von Sophokles, ein Band von Plutarch, und Tacitus. Dieſs war seine Gesellschaft um ihn, wenn er vom Mahlen ausruhete. Sonst hatte er eine zahlreiche Büchersammlung in seinem Wohnzimmer der Akademie.

Durch diese Lektüre hatte er sein Gefühl ganz im hohen Alterthum erworben. Den Göt-

tern und Helden Homers hatte er in seinem Herzen Tempel errichtet, und Huldigungsopfer gebracht. In Athen, in Sparta, in dem freyen Rom war er Bürger. Er dachte daher auch Rom zu seinem Aufenthalt zu wählen, und seine Mutter zu bereden, ihm dahin zu folgen, nicht blos, weil in dieser Stadt sich alles Vortrefliche der Kunst zusammen findet, sondern durch einen innern Trieb auf dem Fleck zu leben, und zwischen den Trümmern umher zu gehen, wo sich die Phantasie anschaulicher an dem Bild der Vorzeit emporschwingen könne. — Sein Pinsel sollte nur Götter und Helden, nur Griechen und Römer schildern.

Dergestalt ward ihm die Kunst nicht blos mechanisches, sondern Seelenstudium. —

Seine Zeichnung sollte sich durch die nähere Kenntniſs der Anatomie, der Verhältnisse, und der karakteristischen Formen des menschlichen Körpers vervollkommnen. Bewegung überhaupt, und insbesondere der feinern Lineamenten des Gesichts, worin das Wesen des Ausdrucks beruhet, sollte ihn allein die Natur lehren.

In der Kompoſition kannte er keine andere Regel, als so zu stellen und so zu ordnen, wo-

durch das Momentane der vorgestellten Handlung anschaulicher und wahrer wird. Alles Kontrastirende, alles Pyramidalförmige, wenn es nicht aus der Natur der Zusammensetzung herfliefst, alles Beywesen, alles Gesuchte war seinem Gefühl entgegen.

In Rücksicht der Luftperspektiv, Gewandwerfung, Licht und Schatten machte er seine Beobachtungen mit dem nehmlichen Scharfsinn über die Natur. Keine Mühe und keine Unkosten waren ihm zu grofs, um ein vorhabendes Studium durchzusetzen.

Zu dem grofsen Gemälde, welches er vom Abschied des C. Grachus anzufangen im Begriff war, hatte er schon drey männliche und zwey weibliche Modelle bestellt, die er gleichsam, während der Zeit dafs er an diesem Bilde arbeiten würde, in seinen Sold nehmen wollte, damit sie ihm bey jeder Gelegenheit an der Hand wären. Alle nöthigen Drapperien wollte er nach der Natur auf ins grofse modellirte Figuren bringen, nicht nur um das Kostum, und den Faltengang richtiger zu treffen, sondern auch um die Massen von Farben, von Licht und Schatten, von den in einander spielenden Reflexen genauer

nachzuahmen, wodurch er allein Ründung, Haltung und wahren Effekt in ein Gemälde zu bringen glaubte.

Dieſs alles konnte freilich ein Drouais bewirken, was so viel andere Künstler nicht zu thun vermögend sind, denn seit dem Tod seines Vaters genoſs er 20000 Livres jährlicher Renten. Anstatt also daſs bey den Meisten die Kunst ein Brodgewerbe seyn muſs, war sie bey ihm ein Zweck eigner Befriedigung und der Ruhmbegierde.

Welche Erwartungen durfte sich nach allem diesem die Kunst von einem Jüngling versprechen, den die Natur mit den Auszeichnendsten Fähigkeiten begabte, der die Anführung von dem ersten Künstler unserer Zeit empfing, der sich mit einem Eifer und Fleiſs ohne Beyspiel auf alle Theile der Kunst verwendete, und dem überdieſs das Glück die reichsten Hülfsmittel an die Hand gab? Nur in der Natur, in den Antiken und Raphael suchte er das hohe Schöne; der Endzweck seiner Kunst war, nicht blos die Augen zu vergnügen, sondern groſse Ideen in dem Geist, und edle Empfindungen in der Seele zu erwecken. Vereiniget auf diese Weise mit

seinem Freunde David, würden sie vermögend gewesen seyn, die Kunstschulen mit einem neuen Geist zu beseelen, wodurch man vielleicht die glücklichen Zeiten eines Leonardo und Raphaels wieder hätte können aufleben sehen.

Was seine Person betrift, war er von schönem Ansehen, groſs, wohl gewachsen, von gesunder Gesichtsfarbe, und starker Komplexion. Es sind mehrere Züge von ihm bekannt, die ein edles, wohlthätiges und warmes Herz verrathen, wie auch deſswegen alle, die um ihn waren, ihn liebten und hochachteten.

Indessen wenn alle, die ihn kannten, seinen Verlust aufs bitterste empfinden und alle, die von ihm hören, seinen frühen Tod bedauern werden: stelle man sich einen Augenblick das zerrissene Herz einer Mutter vor, die in diesen einzigen Sohn das Glück und die Freuden ihres Lebens setzte! Wo ist ein Trost aufzufinden, um dieser Verwaiſsten wieder die Liebe zum Leben zu geben? Wenige Jahre vorher verlor diese unglückliche Mutter eine Tochter von 16 Jahren, die in jedem Betracht die würdige Schwester ihres Bruders war. Ein Sohn wie dieser, der mit jedem Posttag sie seiner kindlichen

Liebe versicherte, und dessen wachsender Ruhm wie Lebensathem über ihr schwebte, vermochte, allein nach und nach ihren Schmerz zu lindern, — zuletzt aber kann ihr auch die Schreckensnachricht über das Hinscheiden dieses Einzigen nicht länger verheelt werden — Thränenlos sinkt die Verödete hin; denn ihr bleibt auch versagt, sie über der Asche des Geliebten zu verweinen.

HISTO-

II.

HISTORISCH - ARCHITEKTONISCHE

BEOBACHTUNGEN

ÜBER DIE

CHRISTLICHEN KIRCHEN

AN H. v. G. IN W.

Ehe ich Ihnen meine nähern Beobachtungen über die christlichen Kirchen mittheile, wäre es nöthig, den Bau der heydnischen Basiliken genauer zu bestimmen, als es bisher geschehen. Denn da die ersten Christen den Plan derselben nachahmten, um ihre neuen Tempel zu bauen, und einzurichten, würde ich dann mich mit mehr Ordnung und Deutlichkeit über die letztern erklären können.

Allein da von keinem öffentlichen Gebäude der Alten weniger und unzuverläſsigere Spuren auf uns gekommen sind, als eben von der Basilik, wird es allerdings fürs erste keine geringe Mühe seyn, aus den zerstreuten Nachrichten älterer Schriftsteller, aus Spuren älterer Gebäude, aus Münzen, und andern Fragmenten die Sache in so weit zu verbinden, daſs sie wenigstens mehr, als eine Muthmassung wird.

Nach der Etymologie des griechischen Wortes Basilik, hatte dieſs Gebäude seine Entstehung in jenen Zeiten, wo die Könige noch in eigener Person das richterliche Amt vertraten; Ein Saal in oder bey der königlichen Wohnung scheinet hierzu bestimmt gewesen zu seyn.

Die Römer haben dieses, so wie die meisten ihrer öffentlichen Gebäude, von den Griechen entlehnet, und bey denselben war es gleichfalls der Ort ihrer öffentlichen Rechtspflege. Die republikanische Verfassung foderte die Verbindung der Basilik mit dem Forum, damit der Bürger, der bey der öffentlichen Versammlung des Volkes zugegen war, keinen Umweg brauchte, sein Privatrecht zu suchen. Die Basilica Ulpia an dem Forum des Trajans; die des Paulus Aemilius, welche ans groſse Forum stieſs, nebst

andern geben uns Beyspiele hiervon. Vitruv verlanget diese Verbindung ausdrücklich, wie er selbst in der Ausführung seiner Basilik zu Fano beobachtete. Dieſs bekräftiget mich zum Theil in der Meinung, daſs die sogenannten Tempel der Kaiser z. B. auf dem Forum des Nerva, und dem Forum Palladium des Domitian u. ſ. eigentlich zu Basiliken dienten.

Die Basilik scheint sich von der Curia, und dem Senatulum hauptsächlich dadurch zu unterscheiden, daſs diese Gebäude blos für den Senat bestimmt waren, wo die Staatsangelegenheiten insbesondere, und mit Ausschluſs des Volkes behandelt wurden. So war die Curia des Pompejus, wo Cäsar ermordet ward; so das Senatulum auf dem Kapitol, und jenes der Matronen auf dem Quirinal. Diese Bestimmung erfoderte auch eine andere Form des Gebäudes, und eine andere Einrichtung im Innern. Nach der berühmten Aula des Domitian zu urtheilen, wovon man noch die Ruinen in den Farnesischen Gärten auf dem Palatin sieht, waren sie immer mit andern daran stoſsenden Abtheilungen verbunden.

Die Basilik, obwohl meistens in der Nähe des Forum erbaut, machte ein Gebäude für sich, und hatte seine eigene Form. Vitruv bestimmet

uns zum Theil diese Form; aber deutlichere Ideen geben uns andere Monumente hiervon; denn die Basilik, die dieser Baumeister in Fano erbaute, scheinet aus mehrern Gründen weder die wahre Form, noch die wahre Bestimmung einer Basilik zu haben; von andern architektonischen Fehlern darin nichts zu melden. Man sehe den Vitruv des Galiani mit den nach den Beschreibungen gegebenen Planen, und ich fürchte nicht, dafs man mich hier eines zu gewagten Urtheiles beschuldigen werde.

Indessen würden die Ueberbleibsel der heydnischen Monumente nicht hinreichend seyn, uns ganz deutliche Begriffe von dieser Form zu geben, wenn wir nicht die ersten christlichen Kirchen zu Hülfe nähmen, die noch unter dem Namen der Basiliken bekannt sind. Die Form ist ein längliches Viereck (S. Fig. I.) wovon die Mitte des vordern Theils sich in einen Halbzirkel ründet. Dieser Halbzirkel, der sich immer einige Stufen über den übrigen Fufsboden erhebt, ist der Ort, wo die richterlichen Personen herumsafsen; defswegen Tribuna von Tribunal genannt. (Fig. I. No. A.) Die streitenden Partheyen versammelten sich mit der andern Menge von Zuschauern in dem Saale des Vierecks, das bald

von einem, drey, oder fünf Schiffen war. Der Saal aus einem Schiff bestehend war im Innern entweder ohne Säulen, oder sie waren mehr zur Verzierung als zum Tragen an die Mauer angesetzt. So ist die Basilik der Plotina zu Nismes *) und der Tempel des Nerva zu Rom **). Daſs ich diese zwey Monumente als Basilik annehme, ist freylich wider die Meinung der meisten Antiquare; und meine Meinung hat auch nichts, als Muthmaſsungen für sich, die aber einen groſsen Grad von Wahrscheinlichkeit bekommen, wenn man sowohl Geschichte, als Form und Situation zu Rath zieht.

Der Saal mit drey Schiffen wird durch zwey Reihen Säulen formirt, die an beiden Seiten des mittlern Schiffes fortlaufen. Auf diese Weise sind die meisten ältern Kirchen in Rom gebaut, wovon ich nur S. M. Maggiore, und S. Pietro in Vincoli nennen will. Die fünfschiffichten Basiliken haben vier Reihen Säulen; so war die Basilik des Paulus Aemilius nach dem alten Fragment in dem Museum des Kapitols; so waren die alte S. Peterskirche, und S. Gio. im Lateran

*) Siehe den Tempel der Diana in Poldo und Clerisseau.

**) Labacco und Palladio haben dieses prächtige Monument restaurirt in einer Zeit, wo noch mehr davon erhalten war.

vor ihrer Wiedererbauung; so ist noch S. Paul außer Rom, und Pococke bringt einen Plan dieser Art aus Oberegypten.

Der Halbcirkel der Tribuna ist nie breiter als das mittlere Schiff, daher geschieht es oft, daß die Säulenreihen nicht bis an die Tribuna fortlaufen, sondern ein oder zwey Querschiffe (Fig. I. No. B.) der Breite nach zwischen der Tribuna und den langen Schiffen formirt werden. Diese Querschiffe scheinen für die Advokaten gedient zu haben, und sind höchstwahrscheinlich die Chalcidica des Vitruvius, worüber die Meinungen der Ausleger so sehr verschieden sind; der einzige Leon Batt. Alberti liefst Causidica, und wie der klare Kontext beweiset, hat er recht gelesen.

Die Gallerien oder Ordnungen übereinander im Innern der Basilik (Fig. II. B.) waren nicht ungewöhnlich; wir sehen solches in der Basilik des Vitruvius zu Fano; aus einer Münze, die Basilik Paulus Aemilius bezeichnend, im Bellori; in einer der ältesten Kirchen S. Agnese außer Rom, und aus einer Stelle des jüngern Plinius im 6. Buch im 33. Briefe: „es saßen hundert und achtzig Richter, denn so viel machen vier Gerichte zusammen aus: von beyden Seiten waren eine Menge Advokaten, und Sitze: Die Anwesenden

umgaben in mehrern Reihen dieses so stark besetzte Gericht. Ueberdieſs sammelten sich im *obern Theil der Basilik* sowohl Weiber als Männer, und drangen sich vor, um zuzuhören, welches schwer war, oder wenigstens um zu sehen, welches leichter war."

Von auſsen ward beym Eingang eine Halle von einer Reihe Säulen (Fig. II. No. 2.) vorgesetzt, wie bey den Tempeln; ausgenommen wo die Basilik keine freye Ansicht hatte, und in andern Gebäuden drin stand, wie die schon genannte das Vitruvius. Nach einigen Monumenten scheinet die Basilik auch Seitenhallen gehabt zu haben, als der schon genannte Tempel des Nerva, und die Basilik des Antoninus, jetzt die Dogana in Rom. Bey den christlichen Basiliken findet sich kein Beyspiel dieser Seitenhallen.

Die Beleuchtung war bey den Basiliken nöthiger und ohne Zweifel auch stärker als bey den Tempeln, welche dieselbe meistens nur von Thüren und den Gegittern über denselben erhielten, obwohl die Beleuchtung von Fenstern, und andern Oefnungen bey den Tempeln auch nicht so selten waren. Die christlichen Basiliken haben die Beleuchtung bald von den Seiten,

bald von der Tribuna, und auch von der Seite gegen die Vorhalle.

Obwohl diese Gebäude hauptsächlich zu öffentlichen Gerichtssälen bestimmt waren, sehen wir doch aus mehrern Stellen, daſs sie auch, wenn die Gerichte nicht gehalten wurden, gleich dem Forum zum Handel und Wandel dienten.

Die innere Verzierung, auſser der Architektonischen, scheint sehr einfach, und mehr von Bildhauerarbeit als von Mahlerey gewesen zu ſeyn. —

Nach diesen vorläufigen Beobachtungen über den Bau und die Bestimmung der heydnischen Baſiliken wird es uns vielleicht nicht mehr so schwer werden, den ursprünglichen Plan des christlichen Kirchenbaues, und seiner erlittenen Veränderungen bis auf unsere Zeiten näher zu betrachten.

Natürlich läſst sich kein bestimmter Kirchenbau annehmen, als bis in den Zeiten Konstantin's, wo die Christen anfingen aus ihren unterirdischen Löchern hervorzukriechen, und ihnen erlaubt ward, ihren Gottesdienst öffentlich zu halten. — Nun wäre die Frage, nachdem besagter Kayser den Christen die öffentliche Frey-

heit ihres Gottesdienstes zugestanden hatte, welche Art von öffentlichen Gebäuden, die ihnen die Baukunst der Alten vor Augen stellte, konnte für diese neue Sekte, die jetzt ihren Gottesdienst auf den Umsturz der ältern Religion gründete, die tauglichste, und für ihre individuellen Bedürfniſse die angemessenste seyn? — Die Tempel der gestürzten Götter selbst? Aber in diesen Zeiten war die christliche Kirche noch im Kampfe; der gegenseitige Haſs war noch lebendig; und der Abscheu der Christen gegen den Götterdienst, der sie soviel Streit und Blut gekostet hatte, erstreckte sich nicht weniger auf die Gebäude, wo diese verführerischen Idole so lange verehret waren. Die aufkeimende Religion glaubte nur durch die gänzliche Zerstörung jeder Spur des alten Dienstes den ihrigen fest zu gründen. Auch hat sie ihren Zweck so sehr erreicht, daſs das 25. Gesetz des theodosianischen Codex befahl, alle heydnische Tempel aus dem Grunde zu vernichten. — Und doch giebt es noch Menschen, die die Zerstörung der alten Monumente jeder andern Ursache eher zuschreiben, als dem christlichen Religionseifer. Gesetzt aber auch, daſs dieser Fanatismus weniger Gewalt über die Gemüther gehabt hätte; gesetzt die Christen hätten

die Tempel des alten Dienstes, diese herrlichen Monumente der Kunst, beybehalten wollen; würden sie dieselben zu ihrem Gottesdienst, oder vielmehr zu ihren gottesdienstlichen Versammlungsorten, füglich haben gebrauchen können? ich glaube nein! — Die meisten und gewöhnlichsten Tempel hatten im innern sehr wenig Raum, indem das Volk, um bey den Opfern gegenwärtig zu seyn, sich blos in den Hallen der Tempel versammelte. Andere Tempel aber, die auch im Innern für eine grofse Menge Raum gehabt hätten, waren nicht zweckmäfsig für die Bedürfnisse dieser neuen Sekte eingerichtet. Hiervon zwar mufs man diejenigen ausnehmen, die gleiche Einrichtung und gleichen Zweck mit den Basiliken hatten. — Andere öffentliche Gebäude, als Theater, Thermen u. s. w. waren hierzu noch weniger geschickt; überdiefs mufsten diese durch ihre Bestimmung und Gebrauch noch mehr profan in den Augen der strengen christlichen Moral erscheinen.

Die Basiliken hingegen, nebst dem dafs ihre Bestimmung sie als öffentliche Gerichtshöfe ehrwürdig machte, oder doch den Christen unter allen Gebäuden am wenigsten verhafst seyn mochten, hatten eben die Einrichtung, wie es

die Bedürfnisse dieser aufkeimenden Religion bey ihren Zusammenkünften erfoderten.

Dafs aber die Christen die Basiliken vor allen übrigen Gebäuden zu ihrem Gottesdienst einweiheten, davon können folgende zwey Stellen zum Beweise dienen. Ausonius sagt in seiner Dankrede für's Konsulat: „Die Basiliken, ehemals für alle Arten öffentlicher Geschäfte bestimmt, wiederhallen nun von Sühngebeten für deine Erhaltung und Gesundheit." Isidorus im 5. Buch der Ursprünge: „Ehedem wurden die Basiliken königliche Wohnungen genannt; jetzt aber nennet man deswegen die Basiliken Tempel Gottes, weil Gott, der König der Könige, allda die schuldigen Opfer und Verehrung empfängt.„ Deutlichere Beweise geben uns hiervon die noch stehenden 7 Hauptkirchen in Rom, die noch den Namen der Basiliken führen, und ihren Ursprung aus den Zeiten Konstantins und seiner unmittelbaren Nachfolger behaupten; einer Menge anderer älterer Kirchen nicht zu gedenken, die aus den ersten Jahrhunderten der Christenheit den ursprünglichen Karakter der Basiliken noch deutlicher an sich tragen, als die genannten Hauptkirchen; denn die meisten dieser letztern haben durch ihre Wiedererbauung sehr viel von

ihrem ursprünglichen Seyn verlohren. Es würde hier überflüſsig, und auſser unserm Zweck seyn, die Geschichte und Erbauung dieser Kirchen weitläuftig zu behandeln; das Nähere hierüber kann man in Sarnelli, Ciampini, und Leveranus nachlesen. Indessen ist keine dieser ältern Kirchen, von der sich mit Wahrscheinlichkeit behaupten lieſse, daſs ehedem eine zum Gebrauch der heydnischen Basiliken, deren doch nach Victor 19, und nach Plutarch im Leben des jüngern Cato 20 in Rom waren, gedient hätte. Vielmehr ist es wahrscheinlich, daſs alle jetzstehenden Kirchen nach Art der Basiliken von Christen selbst sind erbauet worden. Die Gründe hierzu giebt uns die Bauart selbst, die nur zu sehr überall den Verfall des guten Geschmacks ankündiget. Die Materialien sind augenscheinlich von vielen andern Gebäuden zusammengetragen; selten haben die Säulen unter sich das nemliche Verhältniſs; eben so verschieden zeigt sich die Arbeit der Basen, Kapitäler, und des Gebälkes; hierzu kommen die Bogen auf den Säulen, die schlechten Decken, die unförmlichen Dächer, der vernachläſsigte Anbau der Vorhallen, und das elende Gemäuer: — lauter Fehler, welche in den Zeiten der heydnischen Baukunst nie begangen

wurden. — So entflohen mit den schönen Göttern der Alten auch die Musen des Geschmackes, und jeder bildenden Kunst. Eine schwermüthige Dunkelheit umzog den heitern Horizont, den der frohe Geist der Griechischen Musen und Künste vor den Augen der Menschheit entwölkt hatte. — Wer weinet nicht eine Thräne auf die theuren Opfer, welche die Humanität hier einer Religion bringen mufste, die doch ihren Ursprung von dem mildesten und sanftesten Stifter behauptete!

Es ist schon angemerkt worden, dafs die ersten Christen hauptsächlich den Plan der Basiliken wählten, weil derselbe ihren Bedürfnissen am meisten entsprach. Die ersten Kirchen waren Versammlungsorte, wie auch das Wort Ecclesia es andeutet, wo die Häuser mit ihrem Anhang zusammen kamen; allda iniziirten sie das Volk in der neuen Lehre; entschieden streitige Punkte über die Lehrsätze der Religion, und da sie den ganzen wirkenden Menschen an sich zog, fieng man auch an, die Zwistigkeiten und Händel zwischen Privatmenschen nach dem Geist dieser Gesetze zu schlichten. Auf diese Weise formirte sich schon im Ursprung der Religion ein canonisches Recht, welches das Civilrecht zu verschlin-

gen drohete. Die Religion Christi setzte sich durch ihre eigene Natur auf die Spitze des Richterstuhls. Es sollte keine Gewalt und kein Recht als durch sie seyn.

Dergestalt war die erste Kirche nicht so sehr ein Gebet-Haus, oder ein Ort für tausend Gebräuche und Ceremonien, wie man sie jetzt besonders in der katholischen Kirche noch übet; sie war vielmehr eine öffentliche Schule des Unterrichtes, und ein Gerichtshof. Die Priester waren damals weder Chorsänger, noch Meſsleser, sondern Lehrer und Richter des Volkes.

Die Tribuna der alten Basilik (Fig. I. A.) behauptete noch immer die ursprüngliche Bestimmung, nur daſs anstatt der Civilrichter der Bischof und Priester den runden Kreis besetzten; das Volk lief hin, um sich belehren und richten zu laſsen.

Der Hochaltar (Fig. I. K.) den man jetzt in den ältern christlichen Basiliken der Tribune voranstehen sieht, war noch nicht: man setzte blos einen Tisch (deſswegen dieser Altar öfters Mensa domini, mensa mystica, mensa regalis genannt wird,) an diesen Ort, wenn man die Agapen hielt, das ist: wenn die Christen zusammen

kamen, ihr öffentliches Mahl zum Andenken ihres göttlichen Lehrers, und Stifters zu halten, wie er's mit seinen Jüngern hielt. Munterkeit und brüderliches Gespräch bey Speis' und Trank, wovon der Ueberfluſs den armen Brüdern gereicht ward, war so die Kommunion der ersten Christen. Die Erinnerung an diesen schönen Gebrauch begegnet mir, so oft ich in den herrlichen Tempel von S. M. Maggiore eintrete. Wie freundlich öfnet sich der schöne Saal dem Kommenden, wie majestätisch ruhet er auf den zwey Reihen jonischer Säulen, wie einladend zur frohen Munterkeit. Wenn es wahr ist, daſs dieser Plan einem frommen Pabst in einem mirakulösen Traum eingegeben ward, so hat gewiſs kein Pabst seither je wieder angenehmer, oder wenigstens schöner geträumt. — Der Laodizenische Kirchenrath fieng zuerst an, diese Freudenfeste wegen eingeschlichener Unordnungen in den Tempeln zu verbieten. Statt derselben führte man nachher diese Mahle in den Häusern ein, um die Geburtstage, die Einweihungsfeste, die Hochzeiten und Leichenbegängnisse zu feiern: und so hat sich die ursprüngliche Kommunion der ersten Christen zum Andenken des Erlösers bis auf uns erhalten.

Der Tisch behauptete indessen einmal sein Recht; man spendete jetzt bey der Communion unter vielen Ceremonien, aus denen nach und nach die Messe zusammengesetzt ward, das geweihte Brod an die Gläubigen aus; vier Säulen erhoben sich über dem Tisch mit einem Baldachin, um das Tabernakel, worin das geweihte Brod verschlossen ward, zu bedecken. Diese Erhöhung verhinderte die Ansicht der Tribuna; und der Ort, wovon anfänglich von den Obern der Kirche gelehrt und gerichtet ward, füllte sich nun mit einem haufen Chorherren und Mönchen, deren Hauptbestimmung seyn sollte, Tag und Nacht ihre Stimmen zum Lobe Gottes zu erheben. Der Name Chor, unter welchem sie auch beynahe in allen nachherigen Kirchen sowohl gothischen als modernen Geschmackes, ist beybehalten worden.

Es ist bekannt, wie sorgfältig die Abtheilungen zwischen den Gläubigen, den Lehrlingen (Catechumenen) den Büſsenden, Juden, Heyden, Ketzern, und Abtrünnigen beobachtet wurde. Die Separation zwischen Männern und Weibern, und jeder Klasse nach dem Alter fand gleichfalls nach jüdischem Gebrauche statt. Zu diesen Abtheilungen, und der stufenweisen Initiation wa-

ren

ren die mehrern Schiffe der Basiliken sehr bequem, und zu diesem Zweck waren von der Halle her immer so viel Eingänge oder Thüren, als Schiffe waren. Diese Einrichtung muſste sich aber nach und nach auch verlieren, je mehr sich die Religion verbreitete, und je weniger man dieser Strenge bedurfte. Die Formuln der Initiation wurden überflüſsig; die ſtrengen Buſsen und öffentlichen Gerichte wurden milder, und dahin abgeändert, daſs sie von einem verschwiegenen Beichtvater an Gottesstatt im Beichtstuhle sollten dirigirt werden. Das Evangelium ward nun allen gemeinschaftlich von der Kanzel gepredigt, welche man auf eine höchstungeschickte Weise an einer Seite des Hauptschiffes (Fig. I. L.) aufstellte, nachdem die Tribuna in ein Chor verwandelt war.

Zu beyden Seiten der Tribuna wurden von den Christen zwey geschlossene Abtheilungen, oder Zimmer (Fig. I. F.) angebaut, wovon das eine für die heilige Bibliothek, das andere zur Bewahrung heiliger Geräthe diente; folglich waren sie das, was man jetzo Sacristey heiſst.

Ich bemerkte bey den heydnischen Basiliken, daſs sie im Innern oft mit Gallerien (Fig. II. B.)

versehen waren. Von den Christlichen ist aus der erstern Zeit eine einzige Kirche in Rom, nemlich S. Agnese ausser der Stadt, die zwey Ordnungen über einander, oder eine sogenannte Gallerie hat. Es wird in der Folge Gelegenheit geben, mehr davon zu sprechen.

Die Vorhallen am Eingange wurden als eine wesentliche Sache bey dem Bau der Christlichen Basiliken, so wie bey den heydnischen erachtet. Hingegen finden sich die Seitenhallen an keiner christlichen, wie bey den heydnischen, wo sie zum Handel und Wandel bestimmt waren. In den christlichen Vorhallen waren die Brunnen, wo man sich wusch, ehe man in den Tempel trat, auch ein jüdischer Gebrauch, wovon die Weyhwasserbecken bey den Katholiken noch üblich sind. Grosse Sünder mussten zur Busse drin stehen; auch waren sie der Aufenthalt für die Bettler. Nebst den Hallen hat man aus der erstern Zeit auch Beyspiele von Vorhöfen mit Säulengängen im Innern umher, wo man ursprünglich anfing die Todten zu begraben, da die Begräbnisse, die Gräber der Bischöfe ausgenommen, in den Kirchen durch die heil. Väter und Concilien noch verboten waren. Daher rühret ohne Zweifel der noch an vielen Orten

existirende Begräbnifshof oder Gottesacker um die Kirchen her.

Nach diesen Begriffen und Bedürfnissen des erstern Christenthums war die Basilik also eine geheiligte Form für alle Kirchen. Die runde Form diente für die Baptisteria, zu welcher, da die Taufe immer noch durchs Eintauchen geschah, besondere Gebäude bestimmt waren. Es ist hier zu bemerken, dafs das berühmte Pantheon erst im 7. Jahrhundert zur Kirche eingeweiht ward, nemlich zu einer Zeit, wo der gröfste Enthusiasmus gegen das Heydenthum, und seine Tempel schon gedämpft war, besonders aber weil man schon sehr von der erstern Einfachheit, und den ursprünglichen Gebräuchen abzuweichen anfing. Indessen ward die runde Form desselben nie nachgeahmt. Der spätere Begrif der Kuppeln scheinet zwar seinen Ursprung von derselben zu haben, wo man nemlich die runde Form in die Basilik einflechten wollte.

Die Baukunst der mittlern Zeiten, die aus dem gänzlichen Verfall der Griechischrömischen entstand, nemlich die Arabische, und die sogenannte Gothische, das Kind der Arabischen, verlohr den Plan der Basilik nie ganz aus dem Gesichte. Der Grundplan ist wenigstens immer

derselbe, nur hat die Zeit Zusätze gemacht, und Theile weggelassen, die theils aus neuen Religionsbedürfnissen entstanden, theils aus Unwissenheit und Geschmacklosigkeit der Zeiten, und dem verschiedenen Klima verursacht wurden. Die vornehmsten Zusätze sind die Neben- oder Seitencapellen theils für Begräbnisse, theils zur besondern Verehrung eines Heiligen, welche zuerst an beyden Seiten der Querschiffe (Fig. I. g.) angebaut, zufälligerweise der Kirche, die Form eines lateinischen Kreutzes gaben, woraus dann bey den Neuern der standbare Begrif erwuchs, diesen mystischen Plan des Kreuzes bey den christlichen Kirchen beyzubehalten. Der zweyte Zusatz sind die Thürme für die Glocken, und drittens für die Menge der sich immer vermehrenden Kirchengeräthe geräumige Sacristeyen. — Ohne Zweifel haben diese Zusätze der Simplicität des ursprünglichen Plans nicht wenig geschadet. Aber auch durch Weglassung hat der alte Plan seine schönste Zierde, nemlich die Vorhalle verlohren, wenn man auch auf die Vorhöfe Verzicht thun wollte. Darauf fing der monstruöse Gebrauch an, die leere Vormauer, und den Gibel mit kindischen Verzierungen zu überladen, welche Geschmacklosigkeit sich

auch von der Arabischgothischen Baukunst auf die neuere Römische fortpflanzte.

Die allergröſste Deformität sowohl von Innen als Auſsen erwuchs endlich von der Unwissenheit, und dem ganz verdorbenen Geschmack in den mittlern Zeiten. Daher die ungeheuern Pfeiler, wie von lauter Pfeiffen zusammengesetzt, statt des simpeln Stammes der Säule; daher die Spitzbogen, die Gewölber und Fenster dieser Art; alles ohne Verhältniſs und Ebenmaſs. Daher die ungeheuerhohen Dächer, und spitzen Gibel; daher die ungeheuern in die Luft hinein gekünstelten Thürme; daher das Unfreundliche und Schauerliche der Ansicht dieser Gebäude so wohl von Auſsen, als Innen: die ungeschickten und barbarisch angeklebten Verzierungen sind hier das wenigste. — Mir kommen diese Art Gebäude immer vor, wie die mystische Theologie der nemlichen Zeiten von einem Averroes und Thomas von Aquino. Allerdings hätte man keine winklichtere, spitzigere, eklichere, und verhältniſslosere Bauart erfinden können, welche mehr Gleichförmigkeit mit dem Lehrsystem dieser Leute, und ihrem Gotte gehabt hätte. Das Unförmliche erscheint nie allein. — Aber was noch unbegreiflicher scheinet, ist, wie

es noch Menschen geben kann, die diese Baukunst gegen die griechische und römische in Schutz nehmen. — Das Winklichte und Abentheuerliche, wo die Sinnen weder Verhältnifs noch Ebenmafs wahrnehmen, erwecket in demselben das Schauerliche, das den Menschen beym Anblick und Eintritt in den Tempel Gottes ergreifen, und ihn zur Anbetung stimmen soll. Sonderbarer Begriff! gewifs sehr von der Sinnesart der ersten Christen verschieden. Mit solchen Menschen, die sich dergleichen Ideen von Gott und seinem Tempel machen, mufs man allerdings auch Nachsicht haben, wenn sie das hohe Schöne und Majestätische der alten Schlöfser in diesem Geschmacke erheben, von denen zwar die meisten zur Ehre unserer freundlichen Bauart zerstört liegen, oder nur noch von nächtlichen Gespenstern, und Räuberbanden bewohnt werden, für welche sie auch anfänglich erbaut zu seyn verdienten. —

Allein wenn die Arabischgothische Bauart in jeder Rücksicht den höchsten Grad des verdorbenen Geschmackes verräth, sind die Neuern durch die Wiederhervorsuchung der Griechischrömischen Ordnungen viel glücklicher gewesen? Wie? wenn meine schwache Stimme auch kühn genug wäre, sich gegen den Kirchenbau der

Neuern aufzuwerfen? Ich verstehe nemlich unter der neuern Architektur die Bauart, welche seit der Mitte des 15ten Jahrhunderts nach dem Geschmack der Alten wieder üblich ist.

Es frägt sich also: was hat die neuere Baukunst wohl an dem ursprünglichen Kirchen-Bau der ersten Christen verändert, hinzugethan, weggelassen, verschlimmert, oder verbessert?

Dürfte man diese wichtige Frage mit Wenigem beantworten, so würde ich sagen: der neuere Kirchenbau im Ganzen hat gothischen Plan, gothische Verhältnisse mit altrömischen Ordnungen, und altrömischer Art zu construiren.

Wie in den gothischen Gebäuden hat man anstatt der Säulen sich der Pfeiler bedient, mit Anklebung griechischer Säulen, Halbsäulen, und Lesenen; anstatt des Spitzbogens und der Gewölber dieser Art, hat man den Cirkelbogen, und die verschiedenen Gewölber der Alten wieder eingeführt. Mit der Tribuna, dem Querschiffe, das meistens bis zum Kreuz verlängert worden, wie in S. Peter in Rom, mit den Altären, Seitenkapellen u. f. blieb die nemliche Disposition wie bey den Gothen, oder der Architektur der mitlern Zeiten. Anstatt der hohen, gekünstelten, spitzen Klockenthürme fieng man

an die Kuppeln auf die 4 Hauptpfeiler, die das Haupt- und Querschiff theilen, auf die nemliche sonderbare, und zwecklose Art, wie die Thürme, in die Luft hinein zu bauen. Das hohe gothische Dach verpflanzte sich aus Norden nach Italien, und auch da wo es nicht gemacht wurde, ward das mittlere Schiff unverhältnifsmäfsig über die Seitenschiffe erhöht; und geschah diefs nicht in der innern Construction, so wollte man es doch von der äufsern Façade her schöner machen. Dafs die Vorhalle auch wegblieb wie bey den nordischen Kirchen, ist desto mehr zu verwundern, indem alle ältern Kirchen in Rom diese Vorhalle haben, und sie also als Modelle dienen konnten. — Statt dieser Hallen ward wie bey den Gothen die Vormauer und der Gibel verziert, und wie? dafs man ungeheuere Piedestale, Säulen, Lesinen, Gebälke, Cornischen, Frontispice u. f. anklebte. Das mitlere Schiff bekam durch seine verhältnifslose Erhöhung über die Seitenspitze eine zweite Ordnung, das von den Seitenschiffen her durch die schnirkelhaftesten Gegenhalter verstärkt ist. Diese zwecklose Pracht an solchen Façaden ist dem Geschmack desto unerträglicher, da dieselben durch Nischen, Fenster, Vorsprünge, Verkröpf-

ungen, Einbiegungen, durchbrochene und runde Frontispice, und andern Unsinn ohne Ende überladen sind. Doch dieſs sind Fehler der neuern Architektur überhaupt, und nicht bloſs der Kirchenfaçaden. Es beweget zum Mitleiden, wenn man sieht, wie ein Palladio und andere groſse Architekten sich in dergleichen Fällen geplagt haben, und am Ende doch nichts herauskam. —

Doch die Neuern baueten nicht bloſs Façaden; sie baueten auch Vorhallen, oder behielten sie wenigstens bey den Veränderungen, oder Wiedererbau der Alten Kirchen bey, wo sie schon waren, als in S. Peter, S. Gio: im Lateran, S. M. Maggiore u. s. w. Aber welche Vorhallen? Anstatt der simpeln Reihe von Säulen sind groſse Mauern aufgeführt mit Zwischenöfnungen von zwey bis drey Stockwerken; und so sind Säulen, oder Lesenen angeklebt, die durch alle diese Stockwerke wenigstens bis an den Attik (denn dieser ist an der S. Peters-Façade auch nicht vergessen) durchreichen. Nichts sieht sonderbarer als die Façaden dieser Vorhallen aus: anderer unsinniger Formen und Verzierungen von Fenstern, Nischen, Thüren, Vorsprüngen u. s. w. nicht zu gedenken.

Die Neuern haben nebst dem gothischen Basiliken-Plan auch einige kleinere Kirchen nach den Planen antiker Tempel und Grabmäler rund und viereckigt zu bauen angefangen; aber außer dem Plan auch nichts von dem Antiken behalten. Anstatt des flachen Gewölbes mußte eine unförmliche Kuppel in die Höhe steigen; und anstatt der simpeln Verzierung der Alten, sind von Aussen und Innen eine Menge Säulen, Nischen, Lesenen, Gegenhalter angeflickt, daß man nichts als Ecken und Winkel ohne Zwecke und Verstand wahrnimmt. —

Alles dieß zeiget nur zu sehr, wie weit alle unsere berühmten modernen Tempel noch von dem weisen Geist, der schönen Anordnung, und Simplicität der Alten entfernt sind. Es wäre hier nun freylich der Ort, einen zweckmäßigen Stil in dem Kirchenbau vorzuschlagen, und Ideen anzugeben, wodurch den vielfältigen Mißbräuchen in demselben gesteuert würde. Aber wer darf dieß wagen? was vermag eine schwache Stimme gegen das allgemeine Vorurtheil, das sich hinter die Auctorität eines M. Angelo, Palladio, und anderer berühmten Meister flüchtet? Und gesetzt auch, daß diese bescheiden sich erhebende Stimme bey wenigen Vernünftigen Ge-

hör fände; wie schwer ist es, einen Plan vorzulegen, der die Materie einigermaſsen umfaſste? — Wie verschieden sind erstlich die Bedürfniſse, und gottesdienstlichen Gebräuche der verschiedenen religiösen Sekten? wie verschieden die Himmelsstriche? wie viel der durch die Zeit geheiligten Miſsbräuche? wie verschieden sind die Ideen über das Nothwendige, und Prachtvolle der Tempel, und was dergleichen Verschiedenheiten mehr sind? der eine will seinen Gott prächtig logirt haben, dem andern genügt jeder Winkel. Aus diesem Gesichtspunkte bleibt es immer schwer etwas allgemeines zu sagen. Indessen dürften einige nähere Beobachtungen hierüber nicht überflüſsig seyn.

Es ist fürs erste wesentlich, daſs jedes Gebäude ſeiner Natur nach bequem angeordnet ſey, und daſs es so viel als möglich den Karakter ſeiner Bestimmung so wohl von Auſsen, als Innen an sich trage. Es würde also absurd seyn, einen Plan und eine Anordnung zu einer christlichen Kirche zu wählen, die ihrem Endzweck nicht entſpräche. Zweytens da die Kirchen bey uns gleichſam die einzigen Gebäude sind, wo sich alle Stände eines Volkes versammeln, so kömmt es allerdings der Würde einer ganzen Ge-

meinde zu, daſs ein ſolches Gebäude nicht kärglich aussehe, sondern als ein öffentliches Gebäude ein gewisses Wohlhaben und Geschmack verrathe. Drittens, welches Volk hat für die Majestät ſeiner Religion nicht ſo viel Achtung, mit dem Tempelbau eine wohlverstandene Pracht zu verbinden, welche sogleich dem Gebäude seinen eigenen Karakter giebt, und es von andern öffentlichen und Privatgebäuden unterscheidet.

In dieser Rücksicht liegt sehr viel an der Wahl des Ortes, an einem guten Plan, und an einer zweckmäſsigen Verzierung so wohl von Innen als Aussen. In Absicht auf Form behauptet die Basilik den Vorzug des Alters. Indessen sehe ich nicht, warum man nicht auch hierin wie die Alten verfahren könnte, die sowohl runde als eckigte Tempel hatten, wenn nemlich die runde Form gleich dem länglichten Viereck der Bestimmung entspräche, und die nemliche Bequemlichkeit wie die Basilik anböte. Welche von beyden Formen man aber immer wählet, glaube ich, sollte man mehr bey dem Stil der Antiken sowohl im äussern Ansehen, als in der innern Einrichtung verbleiben, als bisher geschehen.

Was die Basilik betrifft, hat erstlich die Tribuna ihren ursprünglichen Zweck verloren, seit-

dem, wie wir beobachteten, der Altar vorgesezt, und dieselbe in ein Chor verwandelt ward. Indessen würde sie bey catholischen Kirchen, wo die Mönchschöre noch dauern, immer noch können beybehalten werden. Bey Lutherischen und Kalvinischen hingegen ist sie überflüſsig. Statt derselben würde eine groſse Nische, wo die Kanzel oder der Predigtstuhl zu stehen käme, hinlänglich seyn. Denn daſs der Redner sowohl um gesehen, als gehört zu werden, hier den beſsten Platz habe, ist kein Zweifel; und nichts ist ungeschickter, als den Predigtstuhl an einer Seite des Schiffes, oft zum Schwindeln und Halsbrechen an einen hohen Pfeiler anzukleben. Der Hauptaltar oder Tisch könnte, deucht mich, bey allen drey Religionen beybehalten werden, nur mit Weglassung der 4 groſsen Säulen, die das Baldachin oder Decke unter der Decke tragen. Dieser einzige Altar wäre auch für alle drey Religionen genug, besonders seitdem verschiedene aufgeklärte Regenten sich so sehr angelegen seyn lassen, die Simplicität des Gottesdienstes auch bey den Katholiken zu befördern. Das Querschif oder Causidica der Alten mit der Anſetzung der Seitencapellen, wodurch die Basilik zuerst ins lateinische Kreuz verwandelt ward, könnte

mit der abgeschmackten Idee des Kreuzes als für unſere Bedürfnisse überflüſsig ganz cassirt werden.

Der Raum im Innern kann aus einem, drey, oder fünf Schiffen bestehen. Für eine nicht zu groſse Gemeinde ist ein Saal hinreichend; drey Schiffe sind für gröſsere Gemeinden nothwendig; fünf Schiffe nehmen aber allerdings einen zu grossen Raum ein, als daſs bey dessen Anfüllung jedermann sehen und hören könnte. Keine Stimme kann ein solches Theater ausfüllen. Gebäude von einer so weiten Ausdehnung können nur da statt finden, wo man mehr bedacht ist, der Majestät eines Urwesens, als für das bloſse Bedürfniſs einer religiösen Versammlung einen Tempel zu bauen; wie ein St. Peter in Rom, ein St. Paul in London, und so viele andere Hauptkirchen in Europa sind. — Da es aber öfters geschieht, daſs viele Menschen in einem nicht allzugroſsen Raum sich versammelt finden müssen, so bedient man sich sehr wohl der Emporkirchen, oder Gallerien, die auch in den Basiliken der Alten üblich waren. Diese können in dreyſchiffichten Kirchen sehr bequem durch eine zweyte Ordnung eingerichtet werden, wenn man nur die Verhältnisse, die Vitruv hierüber vorschreibt,

nicht überschreitet, und also die Kirche nicht zu hoch wird. In dem Hintertheil der Emporkirche ist der fügliche Ort für die Orgel. Nur müſste man beobachten, daſs anstatt der ungeheuern Pfeiler der Neuern, die Säulen der Alten wieder eingeführt würden; denn nebst ihrer Eleganz und vorzüglichen Schönheit geben sie dem Auge zum Sehen weniger Hinderniſs. Anstatt der Bogen auf den Säulen, die wider alle gute Bauart sind, bringe man ein simples Gebälke, etwa mit Unterdrückung des Hauptgesimses im Innern an. Bey der zweyten Ordnung der Gallerie lasse man die Brustwehre oder Geländer gleich einem Sokel ununterbrochen fortlaufen, worauf die Säulen zu stehen kommen, damit diese nicht durch ein ſolch Geländer durchschnitten werden.

Von Aussen ist die Widereinführung der Vorhalle anstatt der bisherigen Verzierung der Vormauer und des Gibels eine wesentliche Sache, so wohl um einer Kirche Würde zu geben, als auch bey Regen, Schnee, und groſser Hitze einen Schutzort zu haben, ehe man in den Tempel selbst eintritt. Dieselbe kann mit dem Innern gleiche Höhe und gleiches Dach haben, wie bey den Tempeln der Alten, besonders wenn das mittlere Schif sich nicht zu verhältniſslos über die

Seitenschiffe erhöht. Die Seitenmauern der Kirche von aufsen können ganz glatt und ohne Zierrerey seyn, besser aber würden Halbsäulen lassen, wie bey vielen Tempeln der Alten. Ueberdiefs weifs ich nicht, warum man nicht auch freye Hallen an den Seiten anbringen könnte, eben so wie bey den alten Tempeln. Wenn die Kirche, wie es sich ziemt, auf einem freyen Platz stünde, würden diese Seitenportike nebst der gröfsern Würde, die sie derselben gäben, zugleich ihren Nutzen haben, wann, wie es meistens auf diesen Plätzen geschieht, bey zu warmer oder zu feuchter Witterung, Markt gehalten würde.

Die zwey Zimmer, die an beyden Seiten der Tribune bey den ersten christlichen Basiliken angebaut sind, und zur Bewahrung der heiligen Bücher, und Geräthschaften dienten, könnten noch forthin ihre Bestimmung behaupten; das eine nemlich als Sacristey, das andere als Taufcapelle, wo bey den Katholiken auch allenfalls die Beichtstühle stehen könnten. —

Die neuern fingen auch an, das gleiche Viereck oder eine Art griechischen Kreuzes zu bauen, zwar nur für kleinere Kirchen, wie verschiedene in

Rom

Rom sind. Die Ecken sind immer sehr verstärkt um eine Kuppel zu tragen. Die Alten haben sich nie dieser Form für freystehende Tempel, wohl aber für Bäder, und andere Gebäude bedient. Da indessen dieser Plan für gottesdienstliche Versammlungen, besonders wenn die Gemeinde nicht groſs ist, dienen kann, so läſst diese Form sich nicht ganz verwerfen. Zwar müſste man im Fall des fernern Gebrauches sich sehr hüten, die in dieser Form schon gebauten, besonders was die äussere und innere Verzierung betrifft, nachzuahmen.

Die Alten haben sich der runden Form sehr glücklich bey ihren Tempeln bedient, bald mit Säulen umher, bald nur mit dem Portikus am Eingange. Diese Form hat ohne Zweifel für unser Auge sehr viel anziehendes. Auf wen hat das erhabne Pantheon nicht immer den erhabensten Eindruck gemacht, von allem dem was je in der Baukunst hervorgebracht ward. Die Ursachen, warum die Christen es erst im 7ten Jahrhundert zur Kirche einweihten, haben wir oben angegeben. Die Neuern haben diese Form wenig nachgeahmt, und ich kenne nur die einzige kleine Kirche in Rillia 17 Meilen von Rom, von Bernini erbaut,

die in diesem Geschmack erträglich wäre *). Allein wenn man die runde Form nebst der Basilik zu unsern christlichen Kirchen annehmen wollte, damit wir auch gleich den Alten runde, und (in der Basilik) die viereckigten Tempel hätten; so bleibt doch gegen die ersten immer ein Haupteinwurf übrig, nemlich weil jedes runde Gebäude schallet, und also weder Predigt noch Musik leicht könnte verstanden werden. Wollte man indessen diese Form mehr zur Zierde als zum Gebrauch nachahmen; so bleibe man bey dem einfachen Portik der Alten ohne Säulen umher (Fig. IV. B). Im Innern setze man dem Eingang gegen über in eine Nische den Predigtstuhl, und vor denselben den Tisch oder Altar (Fig. IV. C). Allenfals könnte auch eine Gallerie ſtatt finden, die von Säulen getragen würde (Fig. IV. D). Die Kuppel müſste im Geschmack der Alten so viel möglich flach seyn. Die Beleuchtung, anſtatt ſie durch eine runde Oeffnung in der Mitte des Gewölbes von Oben hereinfallen zu lassen, könnte durch halbzirklichte Fenster, wo das Ge-

(* Man hat in den leztern Zeiten auch angefangen, in verschiedenen Orten von dem nördlichen Europa eine Art Nachahmung von jenem berühmten Tempel zu machen.

wölbe auf ruhet veranſtaltet werden. In Anſehung der Sacriſtey, des Chors, und der Beichtörter bey Katholiken würde es freylich einigen Anstand haben, weil man dieselben anbauen müſste, folglich die Rotunde nicht von allen Seiten freystehend könnte gemacht werden.

Ich erinnere mich keines antiken bedeckten Gebäudes von Ovalform; Bernini hat dieselbe zu einer kleinen Kirche, S. Andrea a monte Cavallo in Rom, gewählt, wo aber die Wölbung gebrechlich und übel läſst. Das Achteck brauchten die Alten bey ihren Bädern, welche die Idee zu den Baptiſterien der erſten Chriſten, wo die Taufe noch durch das Eintauchen geschah, gegeben hatte. Ich rede nicht besonders von diesen Formen, weil sie gewissermaſsen mit der runden Form auf eines hinauslaufen, und ich der Meynung bin, daſs man diese immer vorziehen ſollte, im Falle wo man die Basilik nicht bauen wollte. —

Ehe ich diese Beobachtungen schlieſse, will ich noch einiges, erstlich über die Glockenthürme und Kuppeln, und zweytens über die innere Verzierung, beyfügen.

In den mittlern Zeiten, — in den Zeiten der allgemeinen Anarchie, wo die Befehdungen von

Nachbar gegen Nachbar nie aufhörten, baute man Wachthürme, und hieng Glocken darin, um die Menschen vor plötzlichen Ueberfällen zu warnen und zusammen zu rufen. Man fand diesen Gebrauch gleichfalls bequem, die oft von der Pfarrkirche weit abliegenden Menschen zu den bestimmten Religionsübungen zu versammeln, — und die Glockenthürme wurden als eine nothwendige Sache bey einer Kirche geheiligt. Man fing dann an, alle Künsteleyen an diesen Thürmen zu versuchen. Die Städte wetteiferten, die eine die andere durch höhere und spitzigere Thürme zu übertreffen. — Weil man nicht mehr schön bauen konnte baute man hoch. — Diese sonderbare Idee von Vorzug und religiösem Stolz gab in den neuern Zeiten den Anlaſs zu den sogenannten Kuppeln, oder Domen. Eine Stadt war desto berühmter und prachtvoller, je weiter man diese seltenen und in die Luft hinein gekünstelten Maschienen entdecken konnte; und leider sind wir noch nicht von diesen Ideen zurückgekommen. Wir haben uns zwar gewöhnt, die geschmacklose Verewigung der egyptischen Könige durch ihren Pyramidenbau mit Mitleid zu betrachten; und wir lachen über die Fabel des Thurmes von Babel. Aber eine Peterskuppel,

ein Thurm zu Preſsburg, däucht uns, hätten etwas der Majestät eines Gottes Angemessenes, und die erste wäre selbst der Triumpf des modernen Geschmackes. Wie wäre es also nach diesen Begriffen möglich, eine prachtvolle Kirche ohne Kuppel, oder hohen Thurm zu bauen? wer will es versuchen, einer Nation reinere Ideen hierüber einzuschärfen, deren Geschmack blos ans Kühne, ans Sonderbare, und Koſtbare gebunden ist? — Indessen haben doch die Alten, ich verstehe die Griechen und Römer, groſs und kühn gebaut, und doch hatten sie, so viel wir wissen, weder spitzige Thürme, noch in die Luft steigende Kuppeln. — Was aber bey diesen leztern am meisten auffällt, ist, daſs die Neuern beynahe immer die Kuppel mit der Basilik verbanden, wie bey St. Peter und den meisten modernen Kirchen in Rom geschehen. Denn da die Kuppel ihren Haupteffekt immer von Aussen machen soll, so ist die Basilikform durch ihr langes Schif geradezu diesem Effekt entgegen, weil dieselbe, so wie die Peterskuppel und andere dieser Art, in der Nähe nicht kann übersehen werden. Dies ist die Hauptursache, warum kein Fremder das Groſse und Erstaunungswürdige an jenem ungeheuern Dom findet, das doch die Masse ihrer Natur

nach hervorbringen sollte. Und dann im Innern: wie lange hat man nicht vorzuschreiten, bis man vermuthet, daſs eine so ungeheuer gewölbte Tiara sich über dem Kopfe aufthürmen soll. Freylich war dies nicht ein Plan des Michel Angelo, und sein griechisches Kreutz hätte ohne Zweifel viel mehr triumphirt. Wenn indessen jemand diese moderne Kuppeln immerhin besser gefallen sollten, als die Runddecke eines Pantheons, der wähle wenigstens die Form der Kirche wodurch der Effekt seiner Thürmung nicht verloren geht.

Die Glockenthürme haben den neuern Architekten viel Verdruſs gemacht, theils wegen ihrer Form, theils wegen ihrer Placirung. Allein der Gebrauch hat sie einmal nothwendig gemacht, und so sollte man wenigstens darauf denken, daſs sie ein Gebäude nicht verunstalten, wenn sie dasselbe nicht schön machen können. Werden zwey Thürme angebracht, so würden sie am füglichsten an den Seiten der Vorhalle stehen, sowohl bey der Basilik als Rotunde (Fig. I. H. Fig. III. Fig. IV. d.) Da ich aber meine Stadt bauen möchte, daſs sie mehr von Innen als von Aussen besehen würde, so würden diese Thürme nicht sehr hoch steigen. Es ist erbärmlich zu sehen,

wie sich der Scharfsinn der modernen Architekten in Erfindung der sonderbarsten Thürme erschöpft hat.

Was die innere Verzierung betrift, so macht die verschiedene Denkart der drey herrschenden Religionen, daſs sich sehr wenig bestimmtes in diesen allgemeinen Beobachtungen darüber sagen läſst. Die Kalvinisten wollen nichts dulden, was etwas bildliches vorstellt, es sey in Mahlerey oder Bildhauerarbeit. Ihr Reformator wollte nicht einmal dem Erlöser in seinem Hause einen Ort gönnen. — Der kältere Lutheranismus duldet noch Altäre und biblische Vorstellungen nach dem Geist der ersten Christen. — Bey den Katholiken sind die Tempel öffentliche Gallerien; Architektonische Verzierungen, Gemälde, Statuen, Basreliefs, eingelegte Arbeiten, Mosaike, begegnen dem Auge von allen Seiten: an den Decken, an den Wänden, auf den Altären, in Nischen, auf den Fuſsboden. Die Vorstellungen sind theils aus der Geschichte des alten und neuen Testaments, theils aus der Legende und den Klosterakten, und dazu kommen die Denk- und Grabmäler berühmter und reicher Leute.

Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, in wiefern sinnliche Abbildungen einer christlichen

Religionssekte nützlich oder schädlich seyn können. Indessen wenn man den Katholiken die überhäuften Vorstellungen ihrer Märtyrer, und Heiligengeschichte mit Recht verwirft, wenn sie zu sehr von der Simplicität der ersten Kirche abgewichen, wenn endlich ein übelunterrichtetes Volk eine Verehrung gegen Bilder bekam, die in Idolatrie auswuchs, und all diefs von übelverstandenen Grundsätzen, und dem Eigennutz der Priester geduldet ward: so kann man Anderseits auch nicht umhin, bey den andern Sekten, besonders der Reformirten, einen gewifsen Zwang und Härte wahrzunehmen, die noch den Stempel des erhitzten Eifers von jener Zeit an sich trägt, wo sie sich von ihrer aufgeblähten Mutter trennte?

Dieser Zwang, dieser abstrakte Gottesdienst, der allerdings der Menschheit weniger schädlich, als die Laxität der Katholiken ist, kann defswegen dem natürlichen Trieb des Menschen nicht weniger unbequem seyn, der immer dahingeht, seine abstrakten Ideen zu verheimlichen. Was belehret überdiefs befser, was wirket selbst geschwinder, als Bilder:

Bilder im schönen Gewand der Liebe, wie diejenigen vom Leben und Tod eines Christus?

oder so manche patriarchalische Szene in dem alten Testamente? — Vielleicht mag die jetzige Reinigung des Katholizismus von einer andern Seite selbst Ursache seyn, diese übertriebene Strenge gegen bildliche Vorstellungen bey andern Religionsverwandten zu haben. —

Die Christen hatten schon in den ersten Zeiten ihre Kirchen mit jeder Art von Vorstellungen ausgeziert, wie so viel übriggebliebene Basrelifs und Mosaike beweisen. Diese Bilder dienten zum Unterricht, und zu einer dem Tempel angemeſsnen Verschönerung und Auszierung. Daſs man in der Folge sie mit geschmacklosen, und albernen Vorstellungen überhäufte, und dadurch dem übel unterrichteten Pöbel zu einer Art Abgötterey Anlaſs gegeben ward, ist der Miſsbrauch der nur zubald sein verderbend Gift über die beſsten Einrichtungen des Menschen verbreitet. Alles also was der gute Geschmack fordern kann, ist, daſs man auch hierin zum Geist der ersten Kirche zurückkehre, und man zulasse, daſs Mahler und Bildhauer das ihrige beytragen dürfen, eine mit Geschmack erbaute Kirche zweckmäſsig zu verzieren. Man fliehe die Ueberladung, wie die allzugroſse Nacktheit

ERKLÄRUNG DER ARCHITEKTONISCHEN RISSE.

Fig. I. Plan einer alten Basilik.

A. Tribuna, nachher von Christen in Chor verwandelt.

B. Queerschiff, wahrscheinlich die Causidica der Alten.

C. Hauptschiff.

D. Seitenschiffe.

E. Halle.

F. Zimmer, die die Christen anbauten, das erste für die heil. Bibliothek, das andere zur Bewahrung der heil. Geräthe.

G. Die ersten Seitencapellen, wodurch die Idee zum Kreuzplan veranlaſst ward.

H. Placirung der Glockenthürme mit den Treppen auf die Gallerie.

I. Idee zu den Seitenhallen, durch Punkte angezeigt, wenn man nicht blos eine simple Mauer oder Halbsäulen machen wollte.

K. Hochaltar, oder Tisch mit den 4 Säulen zur Stütze des Baldachins, die nach unserer Idee sollen caſsirt, und hinter dem Tisch die Kanzel errichtet werden.

L. Kanzel, wie jetzt meistens Sitte ist.

Fig. II. Durchschnitt, vorzüglich um die Gallerie oder Emporkirche durch die zweyte Ordnung anzuzeigen. (Er ist nicht ganz aus dem Grundplan aufgeriſsen.)

Fig. III. Aufriſs der Vorseite oder Halle von einer christlichen Basilik mit den Thürmen.

Fig. IV. Idee zu einer runden christlichen Kirche.

A. Placirung des Altars oder Tisches mit der Kanzel.

B. Säulen umher zur Stütze einer Gallerie.

C. Thürme mit Treppen auf die Gallerie.

D. Halle.

III.

DIE KLEINE REPUBLIK ST. MARINO.

(AUSZUG AUS EINEM BRIEFE.)

Ankona den 16ten October 1786.

Da ich mich nun in Rimini einige Tage aufhielt, und die kleine Republik St. Marino mir so nahe lag, daſs ich die drei Thürme, an dem jähen Abhange des Berges, worauf die Stadt liegt, deutlich bemerken konnte, empfand ich eine Art von Sehnsucht jene Höhen zu besteigen, wo mitten unter dem sklavischen Joch des geistlichen Despotismus, die Freiheit sich auf einen nackten Felsen geflüchtet hat.

Die Aussicht von Rimini nach St. Marino hat schon an sich etwas romantisches, und je beschwerlicher der ganze Weg dahin ist, desto reizendere Aussichten gewährt er.

Die Ebenen um Rimini sind noch schön und fruchtbar, die nächsten Hügel sind mit Obst und Weingärten umkränzt, oder mit Olivenbäumen bepflanzt; so daſs die ganze Natur hier noch ein lachendes und fröhliches Ansehen hat; jemehr man sich aber den republikanischen Bergen nähert, desto rauher, steinigter, und unfruchtbarer wird die ganze Gegend.

Die kleine Republik wird sehr selten von Fremden besucht; es geht daher auch keine ordentliche gebahnte Straſse dahin, und wegen der Rauhigkeit des Weges kann man nicht wol anders, als zu Pferde oder zu Fuſs hinkommen.

Ich wählte das Letztere, und nahm mir zu dem Ende aus Rimini einen Wegweiser mit.

Es war noch früh am Tage, da wir unsere Reise antraten, und so wie wir von Rimini bergan stiegen erweiterte sich die Aussicht über das adriatische Meer, und nur der blendende Glanz der Sonne verhinderte, daſs wir die jenseitigen Küsten nicht entdecken konnten, die sich sonst wie dunkle Nebelstreifen zeigen.

Mein Wegweiser war sehr aufgeräumt, und wenn ich nicht mit ihm sprach, so sang er; und zwar recht zärtlich und schmachtend: *una bella contadina inamora mi fa*, (eine schöne Bäurin

hat mein Herz gefesselt) u. s. w. Er sang dieſs viel langsamer, als wir unsere Choräle, und in lauter dichtaneinandergrenzenden, unreinen Tönen, so wie von dem gemeinen Volk in Italien, alles, was ihnen einfällt, gesungen wird, welches ich hier zum erstenmale hörte.

Eine gute Strecke von Rimini hatten wir noch wie in einem immerwährenden Lustgarten gewandelt, nun aber fing der Weg schon an, rauh und steinigt zu werden, und bald befanden wir uns auch auf der Grenzscheidung zwischen der Republik und dem päbstlichen Gebiet.

Diese Grenzscheidung ist auf einer kleinen Brücke, die über ein fliessendes Wasser geht, und die Grenzlinie ist so äusserst genau bestimmt, daſs sogar die Jahrzahl 1779 davon durchschnitten wird.

Nun kehrten wir in dem republikanischen Dorfe Caravallo ein, wo wir mit Wein und Brodt und sehr wohl schmeckenden Feigen bewirthet wurden.

Mein Wegweiser erzählte der Frau vom Hause, daſs ich von Rimini hergereiſst sey, bloſs um die Republik zu sehen, und daſs ich in Rimini meinen Fuhrmann zurückgelassen hätte. *Per vedere la nostra republica!* (Unsre Republik

zu sehen!) rief die Frau voller Freuden aus, und liefs sich von meinem Wegweiser erzählen, wie weit ich schon hergekommen sey, um alle diese Gegenden zu sehen. Dann beklagte sie uns wegen des schlimmen Weges, wobey mir ihre Aussprache des Italienischen merkwürdig war, weil man hier das a völlig wie im Englischen und z. B. Strada wie *Strädä* ausspricht.

Nach einem sehr ermüdenden Wege langten wir endlich kurz nach Mittag erst am Fuſs des steilen Berges an, auf welchem die Stadt gebaut ist.

Hier unten am Berge ist eine Art von Vorstadt oder Flecken, den man im Italienischen *Borgo* nennt. Dieser Borgo ist lebhafter und bewohnter, als die Stadt selber, und weil nun in der ganzen Republik St. Marino kein Gasthof ist, so führte mich mein Wegweiser in das Haus eines Schusters von seiner Bekanntschaft, wo ich die Nacht mit ihm herbergen sollte, und der uns erst nach einigem Bitten von Seiten meines Wegweisers aufnahm, weil diese Leute nicht darauf eingerichtet waren, Fremde zu bewirthen.

Auf dem Heerde war Feuer gemacht, woran wir uns wärmten, weil wir auf einmal aus dem Sommer von Rimini, in den kältesten Herbst

gekommen waren; so sehr abstehend ist das Clima auf diesen Bergen, von dem auf der Ebene. Während der Zeit kleidete unser Wirth sich an, um mit mir in die Stadt hinaufzugehen, und mir die Merkwürdigkeiten zu zeigen.

Der Weg zu der Stadt ist nur ein einziger, welcher sich an dem steilen Berge hinaufwindet. Unterweges begegneten uns einige Leute, von welchen mein Begleiter mir mit einer Pantomime zu verstehen gab, daſs sie schon manchem den Dolch in die Brust gestossen hätten. Nachher erzählte er mir, daſs dieſs Mörder wären, die sich hieher geflüchtet hätten, aber auch das Gebiet der Republik nicht überschreiten durften, wenn sie nicht wolten gefangen werden; in der Republik aber dürfe ihnen niemand etwas thun.

Wir stiegen so hoch, daſs der Borgo oder Flecken aus dem wir gekommen waren, wie eine Pygmäenstadt zu unsern Füssen lag, und daſs Rimini mit seinem Hafen, welches doch drei deutsche Meilen entfernt ist, ganz nahe am Fusse des Berges zu liegen schien. Das adriatische Meer lag vor uns in seiner ganzen Breite, und hie und da entdeckte man die weiſsen Segel von kleinen Fischerböten. — Der Berg von St. Marino selbst wirft seinen Schatten weit ins Meer.

Auf dieser Höhe lag nun die Stadt, in welche wir giengen, und wo die meisten Häuser mehr in den Felsen eingehauen, als darauf gebauet zu seyn schienen; denn oft macht die Felsenwand zugleich die Wand des Hauses, und die menschlichen Wohnungen sind wie Nester in Ritzen und Spaltungen hingebaut.

Denn die Stadt liegt gerade auf dem schmalen Rücken des Berges, der vorn ganz schrof in die Höhe steigt, und hinter sich auf einmahl wieder abhängig wird, so daſs er sich selbst beschützt.

Hinter der scharfen Ecke des Berges zieht sich die Stadt hin, und verbirgt sich dahinter Auf der scharfen Ecke aber sind in einiger Entfernung von einander drei Kastele mit Thürmen gebaut, welche sehr weit hin können gesehen werden. Diese drei Thürme sind auch in dem Wapen der Republik, welche drei Kastele, drei Klöster, und fünf Kirchen in ihrem Gebiete zählt.

Den sonderbarsten Anblick machen die kleinen Gärten, welche auf dem ganz nackten Felsen zwischen den Häusern stehn, und zu denen man die Erde nothwendig von unten muſs herauf gebracht haben.

Die

Die Stadt üherhaupt hat etwas Todtes und Stilles, wodurch man ganz natürlich auf ihren Ursprung aus einer Eremitage zurückgeführt wird, welcher Ursprung schon an sich etwas Auszeichnendes hat, und daher mit ein paar Worten hier berührt werden muſs.

Der heilige Marino, welcher diese Republik stiftete, war nehmlich seines Handwerks ein Maurer, und half vor mehr als dreizehnhundert Jahren die Stadt Rimini wieder aufbauen, welche damals ganz zerstört lag.

Als er auf die Weise der Welt nützlich gewesen war, begab er sich, um nun ganz dem Himmel zu leben, auf diesen einsamen Berg, der recht dazu gemacht zu seyn schien, um das Gemüth von dem Erdboden abzulenken, welcher hier in öder Unfruchtbarkeit durch keinen Reiz die Sinne fesselt.

Ganz dem Irrdischen abgestorben, und schon sich selbst entnommen, that dieser heilige Mann ein Wunder, oder glaubte doch, es zu thun, und der Ruf von seiner Heiligkeit erscholl nun in der ganzen Gegend, so daſs selbst die Landesfürstin davon gerührt, ihm ein Geschenk mit dem Berge machte, den er bewohnte.

Von allen Seiten strömte nun das Volk dem Berge und dem Manne zu; und der heilige Marino wurde bey seiner unausgesetzten strengen Lebensart, noch einmal wieder der Welt nützlich, indem er auf diesem Berge eine Stadt zu bauen anfieng, und die Republik stiftete, welche sich noch itzt nach seinem Nahmen nennt, und ihn als ihren ersten Schutzheiligen verehrt. Er wird abgebildet wie er einen Berg mit drei Thürmen auf seinen Händen trägt.

Wir giengen nun in die Hauptkirche der Republik, welche dem Schutzheiligen gewidmet ist, und die gegen die sonst übliche Pracht in den katholischen Kirchen sehr auffallend absticht; so arm und ungeschmückt sieht dieser kleine Tempel aus. Hinter dem Altare sieht man die bloſse Felsenwand, an welche die Kirche gebauet ist; und in diesen Felsen sind gegen einander über zwei Oefnungen gehauen, in deren jeder ein Mensch ausgestreckt liegen kann. Dieſs war die Schlafstätte des heiligen Marino, und seines Gehülfen, der auch ein Maurer war, und mit ihm zugleich diesen Aufenthalt bezogen hatte. Sie hatten sich mit ihren eigenen Händen diese harten Betten in dem Felsen ausgehauen, der von

ihrer Aufopferung und Selbstverläugnung ein immerwährendes Denkmal ist.

Die übrigen Kirchen, und Palläste zeichnen sich ebenfalls durch Simplicität aus, die an Armuth grenzt, und machen daher kein Missverhältniss mit dem Ganzen der Republik, welche auf Resignation gebauet ist.

Wir besahen den Pallast eines gewissen *Cavalliere Magi d' Urbino*, wo uns denn doch eine Gemähldegallerie von sehr mittelmässigen Kupferstichen, ein Porcellanservis von Fayence, und ein Prunksaal mit ganz gemeinen Stühlen und Tischen möblirt, gezeigt wurde. Der Bediente, welcher den Cicerone machte, nahm, wie es in Italien Gebrauch ist, ein Trinkgeld dafür, dass er uns die schönen Sachen gezeigt hatte. Er war auch gar nicht geheimnissvoll damit, dass sein Heroismus, den er durch einen Dolchstoss bewiesen, ihn auch zu diesem Zufluchtsorte gebracht habe.

Wir stiegen darauf zu dem ersten von den drei Thürmen hinauf, wo die Staatsgefängnisse sind, und wo uns die Gefangenwärterin jedes Zimmer bezeichnete, in welchem eine merkwürdige Person in Verhaft sass. Sie redete dabey ganz leise mit einem geheimnissvollen Wesen.

Die vielen Staatsgefangenen sind ein Beweiſs, wie strenge die kleine Republik in der Verwaltung ihrer eigenen Justitz verfährt.

Der Senat der Republik besteht aus vierzig Personen, wovon die eine Hälfte aus dem Adel, und die andere aus dem Volke genommen ist. Es dürfen in diesem Senat nicht zwey von einer Familie seyn, kein Sohn kann bey Lebzeiten seines Vaters, und niemand ohne vorhergegangene Wahl eintreten. Die höchsten Staatsbedienten sind zwey Kapitäne, welche alle sechs Monath gewählt werden, und einen Justitiarius zur Seite haben, der ein Fremder seyn muſs, und nur auf drei Jahr zu dieser Stelle gewählt wird; eben so wie der Arzt der Republik, der auch nur auf drei Jahr gewählt wird, damit man unter einer schlechten Wahl nicht zu lange leiden möge. In Staatsgeschäften von ausserordentlicher Wichtigkeit wird der groſse Rath zusammen berufen, in welchem jedes Haus seinen Repräsentanten hat.

Da wir gegen Abend wieder nach unserm Borgo herunterstiegen, begegnete uns ein Mann in einem Roquelaure gehüllet, den mein Begleiter ehrerbietig grüſste, und als er vorbey war, sagte er: das sey der *Capitaneo regente* (der regierende Befehlshaber) aber *incognito* gewesen;

denn sonst gehe er immer mit Begleitung, und trage eine Alongenperucke. Mein republikanischer Schuster schien doch eine Art von Stoltz darin zu finden, mir seinen *Capitaneo* so glänzend wie möglich zu schildern; ihm wäre sonst eine Wache von sechszehn Mann bestimmt, wovon sein Sohn einer sey, den ich den Abend würde kennen lernen.

Als wir zu Hause kamen, war es strenge kalt; wir setzten uns ums Feuer; der Sohn meines Wirths, ein junger wohlgewachsener Bursche kam auch zu Hause, und setzte sich zu uns, und nun wurde über Staatseinrichtungen gesprochen, und mein Wirth erzählte mir, daſs ausser ihm noch fünf Schuster in der Republik wären, daſs die Zahl von sechsen nicht dürfe überschritten werden; und daſs ein jeder sein Leben daran wagen würde, die Republik bey einem feindlichen Angriffe zu vertheidigen.

Einmal hatte sich ein päbstlicher Legat mit Gewalt und List der Republik schon so weit bemächtiget, daſs er im Nahmen des Pabstes feierlich Besitz davon genommen hatte, und in der Hauptkirche das *Te Deum* anstimmen lieſs; als ihm während dem Lobgesange auf einmal eine Flintenkugel dicht vor dem Ohre vorbeisauste,

die den siegreichen Kardinal so in Schrecken setzte, dafs er plötzlich und still mit seinen Truppen wieder abzog, und seit der Zeit die Republik beständig in Ruhe liefs.

Freilich ist es dem päbstlichen Despotismus höchst zuwider, mitten im Schofse des Kirchenstaats ein freies Völklchen zu dulden, da überdem verschiedene Grofse aus dem Kirchenstaate sich das Bürgerrecht von St. Marino für eine Ehre schätzen.

Man sucht daher im Kirchenstaat, und besonders in dem benachbarten Rimini die Republik auf alle Weise lächerlich zu machen, um sich gleichsam dafür zu rächen, dafs diefs Volk seit Jahrhunderten edler und gröfser, als seine Nachbarn denkt.

Ueber diese und ähnliche Gegenstände brachten wir den Abend mit Gesprächen hin, und verzehrten dabey unser Abendessen dicht neben dem Heerde auf dem es zubereitet war.

Den andern Morgen früh machte ich allein wieder eine Wanderung auf den Berg, um eine vollständige Idee von dem ganzen Umfange der Republik zu haben, die ich dann auch bekam, weil sich ein paar junge Leute zu mir gesellten, die mir nach allen Seiten die Grenzen des Gebiets

von St. Marino bezeichneten, so daſs man daſselbe von der einen Spitze des Berges ganz übersehen konnte.

Diese beiden jungen Leute waren wohlgekleidet, und schienen sehr wohl erzogen zu seyn. Sie befriedigten noch über verschiedenes meine Wiſsbegierde; zeigten mir die groſsen Cisternen, worin das Regenwasser aufgefangen wird, weil es gänzlich an anderm Wasser fehlt; und führten mich in die Kapuziner Kirche, wo über dem Altar ein schönes Gemälde hängt, das eine Abnehmung Christi vom Creutze darstellt. Die Kapuziner haben aus ihrem Kloster die schönste Aussicht, und auf dem Felsen hinter dem Kloster einen Garten, der für St. Marino so schön ist, als er nur seyn kann.

Meine beiden höflichen Begleiter sagten mir, es sey sehr ungewöhnlich, daſs Fremde hierher kämen, darum sey auch kein Gasthof in ihrem Gebiet. Vor mehreren Jahren wären einmal Engländer da gewesen. Sie fragten mich, ob man in unserm Lande den Nahmen ihrer Republik wohl wisse? und was man mir in Rimini für eine Beschreibung davon gemacht habe? u. s. w. Nach dem, was sie sagten, zu schliessen, war ihr republikanischer Stolz sehr bescheiden.

Sie begleiteten mich bis zu dem Borgo hinunter, und die Frau des Schusters, die uns hatte kommen sehen, sagte mir mit einer sehr bedeutenden Mine, ob ich wohl wisse, wer der eine von meinen Begleitern gewesen sey? es sey der Sohn des *Capitaneo regente* gewesen.

In dem Borgo war es lebhaft, weil gerade Markt war, und in einem Kaffeehause war eine Anzahl Priester versammlet, denen man es an der armseligen Kleidung und hagern Gestalt wohl ansahe, daſs sie keine päbstliche sondern republikanische Geistliche waren.

Wir nahmen nun Abschied von unserm Wirth, dessen Sohn uns noch eine Strecke begleitete; dann eilte ich mit meinem Wegweiser schnell den Berg hinunter. In Ceravallo hielten wir uns nicht auf, und kurz nach Mittag erreichten wir schon die Grenzscheidung. Der Berg von St. Marino hatte sich in Wolken gehüllt, und wir befanden uns wieder auf päbstlichem Gebiet.

MORITZ.



IV.

ÜBER EINIGE FRESKOGEMÄLDE IN EINER KAPELLE DES VATIKANISCHEN PALASTES, NEBST EINER VORLÄUFIGEN BETRACHTUNG ÜBER GIORGIO VASARI.

Da im Verlauf dieser periodischen Schrift sich öfters Gelegenheit anbieten wird, über die Bemühungen des Giorgio Vasari zu reden, der mit so viel Fleiſs die Biographien der Künstler, die in den drey ersten Jahrhunderten der wiederauflebenden Kunst gelebt hatten, zusammentrug; wollen wir hier eines und das andere, diese Lebensbeschreibungen betreffend, vorausschicken.

Allerdings erlangen die Biographien des Vasari dadurch schon ein groſses Gewicht, daſs er selbst Mahler und Architekt war, zweytens in der Zeit lebte, wo die gröſsten Meister der

Kunst auftraten, und drittens mit den meisten derselben einen Freundschaftlichen Umgang flegte. Rom und Florenz waren das Theater seines Lebens; auf seinen Reisen in die Lombardey, und nach Venedig lernte er die beſsten dortigen Meister theils selbst, oder ihre Arbeiten kennen. Die deutsche und niederländische Schule war ihm durch Kupferstiche bekannt, und in Rücksicht der Lebensumstände jener Meister konnte er leicht Nachrichten durch die Künstler sammeln, die schon damals häufig aus Deutschland und den Niederlanden nach Italien, besonders nach Venedig, Florenz, und Rom, wie auf ihre hohen Schulen, reiseten.

Spanien, Frankreich, und England hatten in jenem Zeitpunkt noch keine Künstler von Erheblichkeit gezeugt; man fieng in diesen Ländern erst an, die Kunst durch italienische und deutsche Meister, die an dortige Höfe gezogen wurden, kennen zu lernen.

Vasari stund überdieſs mit den beſsten literarischen Köpfen seiner Zeit in Verbindung. Sein Eifer Nachrichten für seine Biographien aufzusuchen war unbegränzt. Nebst den Handschriften von Antonio Filarete, Lorenzo Ghiberti, und dem groſsen Raphael, welche Nachrichten

über die ältern Meister gesammelt hatten, stunden ihm die Florentinischen Archive offen; und was noch mehr ist, er hatte die Werke dieser alten Meister meistens noch wohl erhalten vor Augen. So viel glückliche Umstände treffen selten bey einem Geschichtschreiber besonders in einer solchen Materie zusammen. Wie weniger verwickelt würde die Geschichte der antiken Kunst seyn, wenn Pausanias und Plinius uns so viele Umstände berichtet hätten, und wir uns so zuversichtlich auf ihre Nachrichten verlassen könnten.

Indessen würde man sich sehr irren, wenn man sich blindlings an diesen Schriftsteller halten wollte. Zum Glücke sind die Zeiten noch nicht so fern von uns, daſs man nicht sein eigenes Urtheil mit einzumischen wagen dürfte. — Es sind zwey wesentliche Fehler an diesem Geschichtsammler, vor denen man sich in Obacht zu nehmen hat: 1. Oft unvollständige, und oft falsche Nachrichten. 2. Oft partheyische, oft schwankende und unzulängliche Beurtheilungen. Was den ersten Punkt betrift, wird man ihm leicht vergeben, wenn man das weitläuftige Feld betrachtet, das er zu bearbeiten hatte, Mangel seiner Bemühungen scheinet es wenigstens nicht

gewesen zu seyn; denn wer erstaunt nicht über die Menge von einzeln Anekdoten, die doch oft besonders in Rücksicht der ganz alten Meister sehr wenig interessant sind! — Aber wer opferte nicht gerne den gröſsten Theil dieser Anekdoten auf für drey bis vier Lebensbeschreibungen, z. B. von Leonardo du Vinci, Correggio u. f., die er uns umständlicher gegeben hätte?

Über den zweyten Punkt ist er weniger zu entschuldigen; seine Partheylichkeit für Michelangelo und die Florentinische Schule machet seine Urtheile über andere Meister schief und schwankend. Raphael und seine Schüler erscheinen nicht in ihrem Licht, eben so wenig als Leonardo du Vinci, und seine Mayländische Schule. Das Verdienst des Correggio, und der Venezianer, was Harmonie und Kolorit betrift, scheinet er zu wenig gekannt, oder nicht genug geachtet zu haben, um mit gehörigem Lobe davon zu sprechen. Sein Abgott Michelangelo, durch den er allein sah, der durch sein Ausserordentliches ihm zu viel imponirte, war der Maſsstaab der Vollkommenheit, nach welchem er die Verdienste aller übrigen, so wohl in Mahlerey, Bildhauerkunst, und Architektur, beurtheilte. Er trägt selbst kein Bedenken die

Werke dieses Meisters über die Antiken zu erheben.

Diese Art über Kunstwerke zu urtheilen, die seine Schriften karakterisirt, zeiget sich auch in seinen Gemälden, und Gebäuden; überall erscheint er als der steife Nachahmer von Michelangelo. Dieser, der so weit den Raphael überlebte, und nach dessen Tod kein Gegengewicht mehr hatte, zog durch seinen ungeheuren Geist alle übrigen Künstler an sich; man wich von der Bahn der Antiken, die Raphael so glücklich betreten hatte, allmählich ab, und in der zweyten Hälfte des 16ten Jahrhunderts neigte sich die Kunst schon wieder merklich zum Verfall. Es scheinet also in Vasari nicht so viel Partheylichkeit gewesen zu seyn, die Florentinische Schule und insbesondere die Michelangeloische (denn die Florentinische hatte mehr Zweige) über andere hinweg zu setzen, sondern es war in ihm vielmehr eine gewiſse Überzeugung, daſs in der Manier seiner Schule wirklich die höchsten Vorzüge der Kunst beruhen. Wenn er demnach das Verdienst anderer Schulen und besonders der Häupter derselben nicht so bedeutet; wie wir es wünschen, so ſcheinet es mehr Mangel der allseitigen Beurtheilung als scheele Partheylichkeit gewesen zu seyn.

Indessen hat es die Nachwelt den Bemühungen dieses Mannes zu danken, daſs wir über so viel interessante Produkte des menschlichen Geistes nicht ganz im Dunkeln sind, und wir durch seine Geschichte, als wie durch einen Leitfaden geführt, den Anfang, Fortgang, die Höhe, und das allmählige Abnehmen der modernen Kunst betrachten können. Wenn dergleichen Betrachtungen für jeden denkenden Kopf überhaupt wichtig sind, so werden sie es desto mehr für den Künstler und Liebhaber. Denn hauptsächlich hiedurch lernet der Künstler die Mittel und Wege kennen, die allmählig zur Vollkommenheit führen; in dem Verfall spühret er die Ursachen auf, die so oft die beſsten Köpfe gleiten machte. Er beobachtet, wie ohne den Zusammenlauf glücklicher Umstände und Verbindungen, die sich tausendfältig nüanciren, der mit den gröſsten Fähigkeiten geborne Mensch aus Mangel einer guten Schule zurückbleibt; hingegen ein mittelmäſsiger Kopf durch eine richtige Entwicklung seiner Kräfte sich hervorthun kann. Haben wohl die Werke Raphaels, und des Leonardo einen andern Vorzug über einen Massallio, Albert Dürer, als ein glücklicheres Zeitalter, eine bessere Schule, einen vorzügli-

chern Standort? Und warum bleiben ein Rubens, Peter von Bartano, Bernini, und die beſsten Köpfe der französischen Schule so weit hinter den groſsen Meistern des 16ten Jahrhunderts? sind nicht die verderbten Schulen, eine falsche Entwicklung ihrer Seelenkräfte, daran Ursache? —

In dieser Rücksicht wollen wir hier versuchen, das Andenken eines Künstlers zu erneuern, dessen Namen und Werke bereits aus dem Gedächtniſse der Menschen gekommen, und der doch verdient in der Liste groſser Künstler mit oben anzustehen.

Dieser ist Fra Gioanni Angelico von Filsole aus dem Dominikanerorden. Geboren 1387, gestorben in Rom 1455. Er war ein Liebling von Casmus Medici, Vater des Vaterlandes, und ein Zeitgenosse von Massallio, Lorenz Ghiberti, Donatello, und Brunelleschi, welche zusammen in jener Zeit die Grundepoche der modernen Kunst, sowohl der Mahlerey, als der Bildhauerkunst und Architektur, bildeten.

Fra Gioanni mahlte anfangs Miniatur und legte sich hernach unter seinem Meister Starnina auf die Geschichte. Wer andere Nachrichten über sein Leben verlangt, findet sie umständlich in

Vasari und Baldinacci. Unser Zweck ist hier nur eine nähere Beschreibung von einigen Freskogemälden dieses Meisters zu geben, die in der Kapelle des heil. Lorenz im Vatikanischen Palaste noch sehr wohl erhalten sind. *)

(*Die Fortsetzung folgt künftig.*)

*) Vasari sagte von diesen Gemälden weiter nichts, als dafs sie sehr schön (bellissime) wären. Battari in seiner Ausgabe von den Werken des Vasari setzt folgende Note bey: „Die Kapelle von S. Lorenzo im Vatikanischen Palaste an der Seite der Zimmer Raphaels waren in solche Vergessenheit gerathen, dafs der Schreiber, um sie zu sehen, durch ein Fenster hineinsteigen mufste. Die Mauern sind ganz bemahlt, und in 12 Gemälde abgetheilt, die das Leben des heil. Lorenz vorstellen. Die Gemälde sind noch so frisch, als wenn sie nun ein Jahr zuvor wären gemacht worden; und in jeder Rücksicht so schön, dafs man sie beynahe an die vortreflichen Werke setzen könnte. Es wäre eine nützliche, und höchstseltene Sache, sie stehen zu lassen, um den Fortgang in der Mahlerey besser zu sehen; und sie könnten für Künstler vom nemlichen Nutzen seyn, als die Werke von Albert Dürer."

Vielleicht hatte seit Battari keiner mehr diese Gemählde gesehen, denn die Aufseher darüber wufsten selbst nichts davon, und die Kapelle ist gleich andern daran stossenden Zimmern in eine Winkelkammer verwandelt. — Die Abtheilungen der Gemählde sind nur eilf; und handeln zugleich vom Leben des heil. Stephans, und des heil. Lorenz. Die Gemählde sind wirklich wohl erhalten; nur sind die Untern im 16ten Jahrhundert schon in etwas retouchirt worden.

Gedruckt in der Königl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerey
bey G. J. Decker und Sohn.







DATE DUE			



